

16 Jg

Nr. 6



‘Eisab-Land’  
 Lothringer  
 Heimat



1

9

3

6

137

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik



# Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.  
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

## Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

### Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5  
**GUEBWILLER**

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.  
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate  
in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

### Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das Beste vom Besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

### Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Huguenaou: Landweg 44.

# Wer

in der elsässischen Vergangenheit und Gegenwart **Bescheid** wissen will, der erwerbe sich das gründliche und glänzend ausgestattete dreibändige Werk

## DAS ELSASS VON 1870-1932

herausgegeben im Auftrag der Freunde des † ABBE Dr. HAEGY von J. Rossé, M. Stürmel, A. Bleicher, F. Deiber und J. Keppi

**BAND II.** Die Geschichte der politischen Parteien und der Wirtschaft.

**BAND III.** Geschichte der kulturellen und der religiösen Entwicklung.

PREIS DER BEIDEN BANDE : 125.— FRANCS.

**BAND I.** Die politische Geschichte. PREIS 90.— FRS.

Fachleute der verschiedensten Parteirichtungen haben den ausserordentlichen Wert dieses einzigartigen Monumentalwerkes anerkannt.

Durch die «Union» Buchhandlungen zu beziehen.  
ALSATIA-VERLAG — COLMAR











# Elsass-Land Lothringer Heimat

16. Jahrg.

JUNI 1936

6. Heft

## Des Strassburger Scheissmeiers Freiheitsbrief von 1478

Von Alfred Pflieger

Vor Jahresfrist teilte ich in dieser Zeitschrift einige Bruchstücke alten Brauchtums aus der Mark Maursmünster mit, die ich aus dem Markrecht des 16. und 17. Jahrhunderts ausgezogen hatte (Elsassland 15 (1935), S. 15 f.). Der Paragraph 11 bezog sich auf das bislang im Elsass noch nicht belegte «Scheissmeieramt», das ich auf Grund des angeführten Eselritts als einen Akt alter Volksjustiz deuten konnte: der Mann, der sich von seiner Frau schlagen liess, musste zur öffentlichen Anprangerung den Eselritt ausführen.

Meine Annahme, das derbe, aber treffsichere Wort könnte von dem Stadtschreiber Jakob Frey, dem bekannten Verfasser der «Gartengesellschaft» (1556), geprägt worden sein, wurde gleich nach Erscheinen des Artikels durch einen Brief des Luxemburger Volkskundlers Joseph Hess erschüttert, der mir mitteilte, dass er die gleiche Bezeichnung für Arlon im deutschsprachigen Teil Belgisch-Luxemburgs im Registre du Conseil provincial für das Jahr 1503 gefunden habe. Dasselbst wird der Scheissmeier als roi des fous bezeichnet. Der Umzug wurde mit Erlaubnis des Rentmeisters, des Pastors und des Zehntners am Pfingstmontag veranstaltet, «um alt ubong ze halten». Ausser dem Scheissmeier, den ein armer Mann darstellte, nahmen daran teil ein Udermeyer, Ratzlode, Boten und etwa achtzig Mitläufer. Prof. Hess neigt dazu, in der Umfahrt einen Narrenumzug, eine Abart des Pfingstlummels zu sehen, zumal in Dorla bei Mühlhausen in Thüringen der Pfingstlummel oder Laubkönig ebenfalls «Schössmeyer» heisse (vgl. Mitteldeutsche Hefte für Volkskunde 4 (1929), S. 135).

Nun stiess ich bei der Lektüre von Jacques Hatts aufschlussreichem Buche «Une ville du 15<sup>e</sup> siècle: Strasbourg» (Str. 1929, 174) wieder auf

den Namen des Scheissmeiers, der im Zusammenhang mit dem Familien- und Eheleben genannt wird. In der Anmerkung 5, die richtiger als Anmerkung 1 der Seite 174 zu führen wäre, werden einige Fälle aus dem «Gerichtsprotokoll des Scheissmeigers 1478» angeführt, worin verheiratete Männer über Misshandlungen durch ihre Eheliebsten Klage führen. Da mir der anrühige Meier als Kronzeuge verdächtig vorkam, nahm ich das bei Hatt zitierte Aktenbündel des Stadtarchivs vor (GUP 224) vor. Es enthält fast ausschliesslich Prozessakten des Klosters Schuttern, in die sich ein dünner Umschlag mit der Bezeichnung «Attribution de l'officier de police, appelé Zeismeiger» eingeschlichen hat. Darin liegen eine Pergamenthandschrift «Des Zeis Meigers und dessen Gerichtsfreyheit und Recht de anno 1478» und eine in einen Rechtsbrief des 14. Jahrhunderts eingehaftete Papierhandschrift in gefalztem Folioformat «Artickel und Gerichts Prothocoll dess Scheis Meigers und seiner Schöffel de anno 1478 et 1479». Die beiden Schriftstücke geben uns ein ziemlich klares Bild über Zweck und Einrichtung des Scheissmeiereiamtes im alten Strassburg und verdienen als sittengeschichtliche Zeugnisse des ausgehenden Mittelalters wohl eine kurze Besprechung. Den Freiheitsbrief des Scheissmeiers, in dem bitterer Ernst und übermütige Faschingsfreude sich wunderlich mischen, teile ich im Wortlaute mit. Die Artikel mit den manchmal etwas verfänglichen Protokollen gedenke ich anderweitig zu veröffentlichen.

Aus dem Freiheitsbrief erfahren wir, dass das Gericht des Scheissmeiers keine behördliche, öffentlich zugelassene Einrichtung, sondern von Meister und Rat der Stadt nur wohlwollend geduldet war. Entstanden ist es nach alter Ueberlieferung in dem Steinstrassenviertel, das erst in



der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in die Stadt einbezogen wurde und bis Ende des 15. Jahrhunderts als suburbium galt. Bauern und Gärtner bevölkerten damals die Steinvorstadt. Durch zähes Festhalten an Väterbrauch und Sitte gaben sie ihr das eigentümliche Gepräge und wachten über Zucht und Sittlichkeit am häuslichen Herd.

Das gehörte denn auch zum Machtbereich unseres Meiers und seiner Schöffen. Ihr Amt war in erster Linie eine Art Ehegericht, das nach den ungeschriebenen Gesetzen des Volksempfindens und der Volkssittlichkeit richtete und urteilte. Als das erst recht Hauptstück des altüberlieferten Gewohnheitsrechtes bezeichnet der Freiheitsbrief den Kampf gegen die Männer, die ihr Mannestum so weit verleugnen, dass sie sich von der Frau schlagen lassen, ohne sich zur Wehr setzen. Das ist ein Unglück und zugleich eine Schande für alles Mannsvolk, die Sühne heischt. Nicht die schlagfertige Frau, sondern der geschlagene Trottel wird vor den Richterstuhl des Schützers der Mannesehre geladen, um sich durch eine feststehende Busse von dem auf ihm lastenden Schimpfe loszukaufen. Lässt sich der Angeklagte nicht auf diese gütliche Regelung ein, nimmt der Prozess seinen vorgeschriebenen Lauf und kommt vor die versammelten Schöffen in verschärfter Form: An Händen und Füßen gebunden, wird der zu unangebrachter Zeit widergesetzliche Ehekrüppel auf einer Türe in öffentlichem Aufzuge von den Bütteln des Scheissmeiers zur Gerichtssitzung getragen. Beachtenswert ist der Umstand, dass der herkömmliche Eseltritt durch das Tragen auf der Türe ersetzt ist. Soll die Türe sinnbildlich das Aushängen der Türe andeuten, ähnlich wie anderswo dem so schimpflich behandelten Ehemanne das Dach abgedeckt wurde? Dann dürfte man in dem Strafvollzug eine Entlehnung aus dem ersten Strassburger Stadtrecht sehen, wo dem flüchtigen Totschläger das Haus niedergerissen oder wenigstens durch Aushängen der Türen und Fenster für jedermann zugänglich gemacht wurde (cf. G. Levi, Zur Geschichte der Rechtspflege in der Stadt Strassburg. Str. 1898, 9). Ein Haus, dessen Besitzer von der Frau sich körperlich misshandeln lässt, ist eben ein herren- und meisterloses Haus. Auch gilt die Tür nach altem Volksglauben, den uns H. W. Kirchhof in seinem «Wendunmuth» überliefert, als Symbol des Hausregiments. Ehe die junge Frau das neue Haus betritt, soll sie die Türe anrühren und sprechen: «Ich greif an diese Tür, all mein Wille gehe für. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes» (ed. H. Oesterley, Bibl. d. lit. Ver. Stuttgart No. 95, I (1869), 399).

Nach Ausweis des Protokollbuches war das alte Strassburg nicht gerade arm an schlagfreu-

digen Frauen und unmännlichen Siemandln. Die meisten Klagen betreffen Fälle, wo der Mann sich widerspruchslos von der Frau schelten und schlagen lässt: Die Frau schlägt den Holzschuh auf dem Hauswirt entzwei, zerschlägt einen Haufen auf seinem Kopf, haut ihm einen Bengel über den Rücken, zerkratzt ihm das Gesicht, zerbleut ihm den Unterleib, wirft ihn zum Ehebett hinaus oder läuft ihm mit einem Messer nach. Die sittenrichterliche Tätigkeit des gefürchteten Femgerichtes macht auch vor der Türe hochgestellter Persönlichkeiten nicht halt und zieht sogar die Person des allzu lebenslustigen Bischofs Ruprecht von Bayern vor seine Schranken. Vielleicht verdanken wir diesem kecken Uebergriffe die Erhaltung dieser losen Aktenstücke, die 1479 vom Rate einverlangt wurden. Das erfahren wir aus dem Eintrag auf der letzten Seite der Papierhandschrift (fol. 18 b), wobei auch der Name des derzeitigen Scheissmeiers genannt wird: «Anno 1479 secunda post Inuocavit waret diss geantwurtet in die Cantzlye durch erkantnusse myner Hern der Rete durch Berschuoch genant Scheissmeiger.» In der Mehrzahl der Fälle zogen es jedoch die Beklagten vor, sich durch eine feststehende Strafe aus der Schuld loszukaufen. Die Bussen schwanken zwischen 6 Pfennig Mindest- und 6 Schilling Höchststrafe. Gelegentlich wird sie auch in Naturalgaben, wie ein Achtel Aepfel entrichtet. Sie fließen in die gemeinsame Kasse und werden verschmaust und verzecht. Die Protokolliste von 1478 verzeichnet nicht weniger als fünfzig Personen, Männer und auch Frauen, Wirte, Handwerker und Adelige, die mit dem Meier gütlich übereingekommen sind.

Unser Volksgesicht begnügte sich jedoch nicht mit der Bestrafung von Vergehen, die im Gesetze nicht vorgesehen waren, die aber das allgemeine Rechtsempfinden empörten. Die heimlichen Retscher und Fürbringer fahndeten auch nach «anderm Missehandel», nach Gesetzesverletzungen und Gesetzesüberschreitungen, die den bestellten Hütern der Ordnung entgangen waren, wie Ehebruch, Kuppelei, Notzucht, Unzucht und allerlei Sittlichkeitsvergehen, die hinter verschlossenen Türen geschahen. Da diese strafwürdigen Handlungen ihren Zuständigkeitsbereich überschritten, wiesen sie die Schöffen «für der hohen sientzen rechtlich gewalt». Diese Gerichtsinstanz war das Siebengericht oder die Siebenzüchter. Im Jahre 1453 zur Ueberwachung von Zucht und Sitte innerhalb der Stadt gegründet, setzte es sich aus dem Städtmeister und sechs Schöffen zusammen. Es konnte auf Prügelstrafe und Gefängnis bis zu sechs Monaten erkennen. Nach der «Constitution» von 1529 wurde der Ehebruch mit vier Wochen Turm bei Wasser und Brot und fünf Pfund Geld bestraft. Im Wie-



L V I I.  
 Sponsa Rustica in agro montis concordiae quando à  
 Paranymphe in templum deducitur.



Am Kochersperg würd so die Braut/  
 (Die Better Wengel Ist vertraut)  
 Zur Kirch geführt/ durch ein Knaben:  
 Der auch gern möcht ein Gret haben.

Aus „Evidens Designatio“, Strassburg 1606

derholungs-falle wurde die Strafe verdoppelt, der zum dritten Male rückfällige wurde an den Pranger gestellt und dann bei Androhung des Ertränkens der Stadt verwiesen. Wenn im Falle der Begnadigung abermals ein Rückfall eintrat, wurde der Ehebrecher geköpft, die Ehebrecherin ertränkt. Die Missetäterin wurde in einen mit Wackensteinen beschwerten Sack, den Wackensack, gesteckt und von der Schindbrücke (Rabenbrücke) herab in die Ill geworfen. Kuppelerei wurde mit Halseisen und Ausweisung geahndet, unzüchtige Weiber wurden «in den Korb gesetzt». Dieser «Schandkorb» wurde 1477 an der Schindbrücke aufgestellt. Die Uebeltäter wurden darin eine Stunde lang zur Schau gestellt, hernach konnten sie sich durch einen Sprung ins Wasser retten. Das ist der Korb des Zwickmanns, des Henkers und seiner Helfersknechte. Das Ertränken wie das Ins-Wasserspringen sind

ursprünglich alte Reinigungsstrafen. Dies Zusammenarbeiten mit der Sittenpolizei zeigt, dass das alte Volksgericht gewissermassen staatlich anerkannt war.

Nach dem Muster des Ratsgerichtes setzte es sich aus Handwerkern, anderen Bürgern und Adligen zusammen. Dem Ammeister entspricht der mittelalterlich derbe Scheissmeier, der nach des Gerichts Artikeln seine Schöffen selber wählt und kiest. Die müssen ihm «auf den Heiligen schwören», dass sie nach altem Recht richten und urteilen, damit jedermann geschehe, wie er es verdient. Sie gliedern sich in Ober- und Unterschöffen. Unter jenen treffen wir Patrizier wie den Ritter Jakob Bock, die Junker Wilhelm Bock und Kaspar Barpfennig, den Werkmeister und den Büchsenmeister des Frauenhauses, insgesamt sieben. Der Unterschöffen sind achtzehn, sodass das Gericht mit dem Vorsitzenden aus 26





Nicolaus Gerhaert: Der Stadtschreiber, Büste in St. Marx zu Strassburg

Mitgliedern besteht. Als Beamte werden Schreiber, Oberbote, Büttel, ewiger Büttel, heimliche und öffentliche Fürbringer oder Retscher und Läufer genannt. Wann der gnädige Herr Scheissmeier «ziehen», d. h. wohl Fälle vor Gericht ziehen will, lässt er seine Getreuen durch die Boten mahnen. Wer der Ladung nicht Folge leistet, bessert einen Schilling in die Büchse.

Wann tagt das Gericht? Der Freiheitsbrief ist ausgestellt «am Nachtage, als das Alleluja darnieder lag». Wörtlich genommen, wäre das der Montag nach dem Sonntag Septuagesima, wo im Gottesdienst nach der Epistel das Alleluja wegbleibt. Einverlangt werden die Akten, wie wir oben hörten, nach dem ersten Fastensonntag *Invocavit*. Daraus können wir schliessen, dass

die Sitzungen kurz vor oder in der Fastnachtzeit stattfanden. Das bestätigt auch die launige Fassung des Freiheitsbriefes, der zumal im zweiten Teil ganz auf den scherzhaften Ton der Fastnacht gestimmt ist. Wo das Gericht tagte, ist nicht feststellbar. Von einem geräuschvollen Umzuge wie in Maursmünster, wo die jüngsten Bürger den Schuldigen unter Trommelklang und Pfeifenschall auf einem Esel in der ganzen Stadt herumführten, ist nicht die Rede. Doch könnte das Tragen des weibischen, an Händen und Füßen gebundenen Mannes auf der Türe von seiner Wohnung bis zur Gerichtsstätte wohl als eine Art Umzug angesprochen werden. Es war eine ehrenrührige Strafe, die allzu nachgiebigen Männern wohl den Nacken steifen konnte.

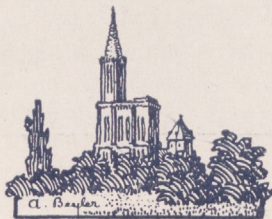


Wir lassen nun den Originaltext des Freiheitsbriefes folgen, dessen altertümliche Sprache und Gewohnheiten nach diesen einführenden Bemerkungen jedermann verständlich sein dürfen. Ueber einen Zeitraum von beinahe 500 Jahren hinweg spricht aus der Grabesruhe der Archivgewölbe der Geist der Vergangenheit zu uns. Der strenge Wächter von Sitte und Sittlichkeit tritt unter einem Namen auf, den unsere heuchlerische Zeit mit dem Schein des unanständigen Seins gebrandmarkt hat. Doch trägt sie offen die Laster zur Schau, deren Ausrottung der ehrenwerte Meier und seine Schöffen sich zur heiligen Pflicht gemacht hatten. Andere Zeiten, andere Sitten!

### Des Zeis Meigers und dessen Gerichts freyheit und Recht (1478)

Vff vnserer gnedigen herren meister vnd Rats wolgefallen  
Tunt wir der Zeismeiger öffentlich kund allen  
Liephabern vnd gern hörern vnsere recht vnd friheit,  
Die an stein strass sint entstanden, als man seit,  
In alten summer ziten vor manigen joren  
Vnd in allen wintern nye erforen.  
Behest vnd keiser hant auch die friheit lossen bliben,  
Doch als ir schriber nit gern vergeben schriben,  
So hat man des kein bestetigungs brief mögen erlangen.  
Aber es ist vnsern schöffeln nit uss synne gangen,  
Sü wissent vnsers gerichts gewonheit wol,  
Wie vnd warüber man vrteiln vnd richten sol.  
Nemlich so ist das erst ein recht houbtstück:  
Wellicher man verhenget (erlaubt) das vnglück,  
Das er sich sin wip losset slahen freulich  
Vnd das er sü dar vmb nit stroffet bescheidenlich,  
Wo dem Zeismeiger fürkumpt solch geschicht  
Mit worem handel vnd anders niht,  
So mag er fordern, es gegen jm guetlich abzuotragen,  
Vff das er es nit darff den schöffeln sagen  
Vnd den man tuen zu geriht besenden  
Vff einer türen mit gebunden füessen vnd henden,  
Do mit er sich solt manlich han geweret,  
So were im vff der türen zu tragen nit bescheret.  
Die schöffel sint auch in der bescheidenheit,  
Was stroff anderm myssehandel sol sin bereit,  
Soliches mügen sü erkennen vber lut,  
Es sy vff zu werffen vff der hut

Oder zu wisen für der hohen sientzen rechtlich gewalt,  
In den wacken sack oder in des zwickmans korp gestalt.  
Der weiss dann auch zutun nach vrteil vnd reht  
Mit zuschupp vnd bystand siner helffenden kneht .  
Die alle sint des willig als guot gesellen,  
Die durch der gerehtikeit willen gern etwas tuon wellen.  
Doch sint sü auch geneiget zuo der güetikeit,  
Das ir einer gnode den frowen gar vngern verseit,  
Die do gnode begerent irer freuelen sachen,  
Oder sich dem Zeismeiger zinshafftig zu machen.  
So möhten sü inen mit gelt so vil liebe äugelin an,  
Er were zu nennen ein guotwilliger man.  
Des glich sint auch vernünfftig die schöffel sin,  
Vmb das sü mit im deste bass mögen gon zu win,  
Durch grosser trünck willen zwischen die vinger sehen,  
Als von iren altfordern schöffeln zu ziten sol sin gescheen.  
Das ist gewesen ein volle bösse gewonheit,  
Die were disem zeismeiger getruwelich leit,  
Das man das von im oder sinen schöffeln solt sagen.  
Er wolt ee lieber ein glügen jsen tragen  
In einer kalten zangen für war,  
Das ist wol zu glauben offenbar.  
Darumb wer vmb sin verschulden vff der türen wurt getragen,  
Obe der den tragern nit wil guoten danck sagen,  
Der gebe in doch keinen bössen fluoch zu lon  
Vnd sehe an, das sü es gern vergeben hant geton.  
Wem aber domit nit wol ist,  
Der sol sich dovor hueten zu aller frist  
Vnd an des zeismeigers geriht gedencken,  
Das er nit müsse sin ere vff der türen krencken  
Nach verschulden vergangener bösser fünde,  
Got behuete vns vor alter vnd nuwer sünde.  
Vnd wer sollich obgemelt stroff hat verschult,  
Der lide die stroff mit gueter gedult  
Hie in zit vff erden  
Vnd bitt gott den werden  
Vmb gnode vnd barmhertzigkeit,  
Die sy vns allen gnediglich bereit.  
Zu urkund ist diser brieff versigelt,  
Mit cim lebekuochen verrigelt,  
Haran geheneckt vnd geben vff den nochttag,  
Als das alleluja nyderlag,  
Das zu erst gesungen wart in den joren,  
Als vnsere herre Jhesus, der behalter, wart geboren.  
Der welle vns alle sünde vergeben  
Vnd noch diser zit versehen mit ewiger fröuden leben  
One zale hundert mole tusent tusent jor:  
Sprechen alle amen, dass werde wor!







R. Küven

St. Odilien



# St. Odilien, das Antlitz der Heimat

von C. Küven

Dem Schreiber geht es wie dem Wanderer: ob man den Odilienberg beschreibt oder ob man ihn besteigt, in beiden Fällen hat man als Elsässer das Gefühl des heimatlich so Vertrauten, dass kaum mehr eine andere Neugier daneben aufkommen kann als höchstens diese, ob noch alles beim Alten ist. Für den Wanderer, der da an einem freien Tag vielleicht zum fünfzigsten Mal den Anstieg beginnt, ist diese Vertrautheit mit dem Berg etwas Schönes, ja Beglückendes, weil in der Natur gerade durch die Wiederholung des grossen Eindrucks sich der unerschöpfliche Reichtum einer Landschaft offenbart. Dieses Glück hat der Mann der Feder nicht; er kann nur schreiben über den Odilienberg und kann auch hier nur fertigbringen, was des Schreibers ist: Wissen vermitteln, Unbekanntes bekannt machen, Vergessenes wieder ins Gedächtnis rufen, verblasste Erinnerung zu neuem Leben wecken. Soll etwas Gedrucktes lesenswert sein, so muss irgendwie Neues daran aufspringen, und sei es auch nur gleich einer neuen Blütenknospe an einem hundertjährigen Baum.

Dieses Neue an Wissen ist nur noch dem Findexglück der Forscher vorbehalten, von dem unser Landsmann Medard Barth für sein demnächst erscheinendes Buch über den Kult der heiligen Odilia besonders gesegnet zu sein scheint. Alles historisch Wissbare und für einen jeden Wissenswertes hat kürzlich Lucien Pflieger in einem seiner Meisterschaft entsprechenden grösseren Beitrag für die Gemeinde des «Hochland» zusammengefasst (St. Odilien, der heilige Berg des Elsasses, Hochland, Januar 1956).

Aber darüber hinaus muss es doch immer noch des Schreibbaren genug geben, sonst wäre nicht, seit dieser Vogesengipfel der «Odilienberg» ist, sein Name, sein Lobpreis und das Lied von ihm immer von neuem im grossen und kleinen Schrifttum zu finden. Konnte doch schon der Dichter Viktor von Scheffel, der 1871 den Berg bestieg, nicht ohne Berechtigung den Spass machen, dass die Odilienliteratur selbst wieder zu einem Berg zu werden drohe. Uns geht es also hier in diesem kleinen Aufsatz nicht um historisches Wissen und auch nicht um den Anschluss an die schöne Literatur, und doch können wir nicht auf einen wenn auch nur kleinen Reiz des Neuen verzichten, damit doch niemand diese Zeilen ganz umsonst liest.

Die liebe Heilige hilft uns da mit oder ohne Willen; ein jeder kennt das Symbol, mit welchem ihre Gestalt in der Kunst dargestellt zu

werden pflegt, das offene Buch mit den beiden Augen. Ein jeder weiss auch, was das bedeutet, wie damit die wunderbare Heilung der blindgeborenen Tochter Etichos versinnbildet werden soll. Und das gläubige Vertrauen frommer Beter sieht darin besonderes Helfertum der Heiligen in allen Krankheiten, wo es um das kostbare Augenlicht geht, wie ja auch in allerneuer Zeit die katholischen Augenärzte Englands Odilia zu ihrer Patronin erwählt haben.

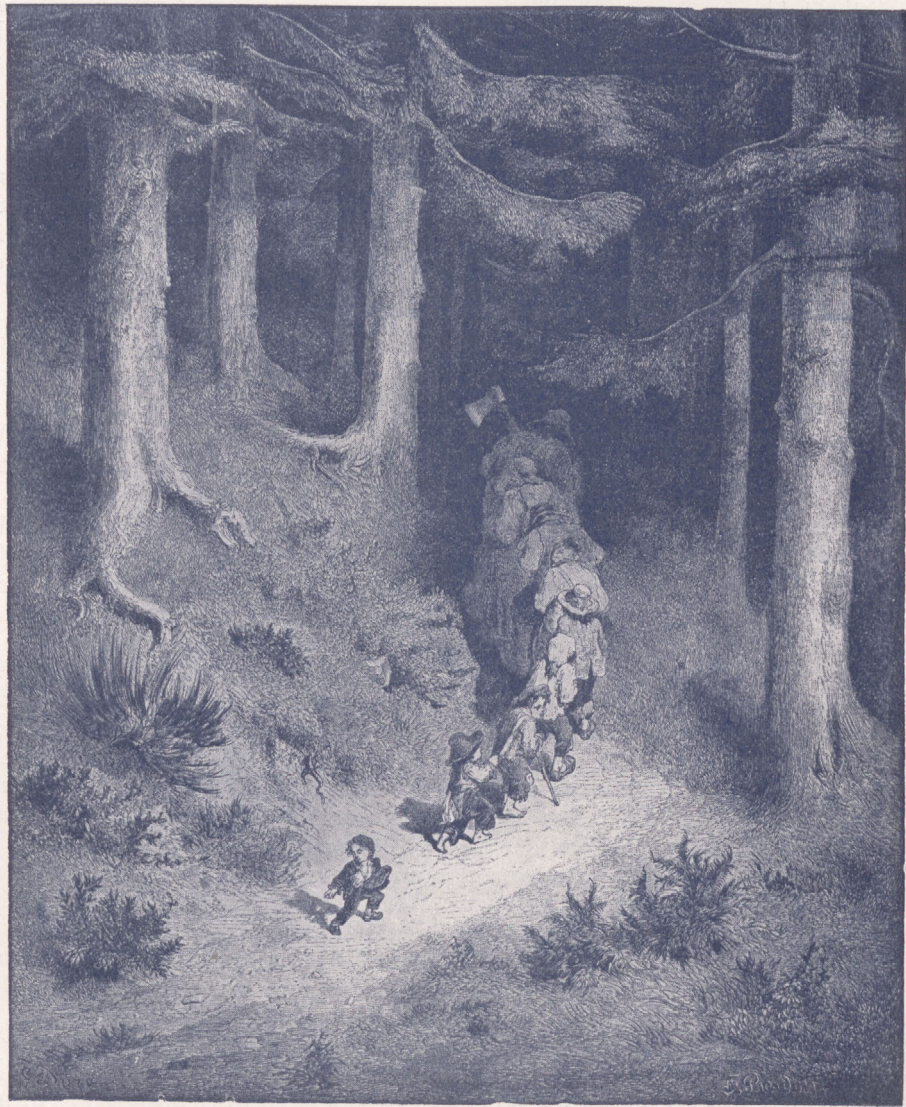
Es können aber auch die zwei Seiten des symbolischen Buches mit den darauf gemalten Augen für einen von der Zunft der Feder zu der Mahnung werden: Schreib etwas Rechtes, damit die Menschen sehend bleiben oder wieder sehend werden für die Schönheit unseres lieben Odilienberges! — In der Tat, gerade das Wohlvertraute, Nahliegende, Oftbesuchte entgeht leicht unserem Blick, verliert an Reiz und wird so übersehen in dem, was seinen eigenen Zauber ausmacht. In einer Zeit, wo Kino und Illustriertes Blatt so mannigfache und kaum zu überbietende Bildeindrücke auf die Netzhaut werfen, wo die Reisebureaux den Weg in die unbekannte weite Welt so verlockend aufmachen, besteht die Gefahr, dass man der stillen, unaufdringlichen Schönheit des Nahliegenden, Wohlbekannten gegenüber abgestumpft wird, dass es dem Vergleich nicht mehr standhält mit dem, was man sonst gesehen hat oder noch sehen möchte.

Und doch kann nichts in der Welt dem Menschen die Werte aufwiegen, welche die heimatliche Erde ihm gibt, auch in dem Antlitz der Landschaft. Es gehört uns eben kein Stück Erde so wie das Land, dem wir selber gehören. Aber damit es uns wirklich gehöre, leib-seelischer Besitz sei, dazu ist für viele heutzutage erforderlich, dass sie es geradezu neu entdecken. Sehend werden auch für den landschaftlichen Raum unserer Heimat — wie manchem besinnlichen Wanderer und Pilger nach St. Odilien geschieht das wie ein Wunder, das er auf den stillen Wegen um den heiligen Berg tief in seiner Seele erlebt! Wir danken da auch unsern Künstlern, von denen kaum einer nicht gerade im Odilienberg eine Offenbarung elsässischer Landschaft in sich erfahren und mit den Mitteln seiner Kunst ausgedrückt hat, nicht nur für ihre Bilder und Zeichnungen, sondern noch mehr dafür, dass sie uns sehen lehren in dem reichen Bilderbuch der Natur, wie es dort oben von Gottes Hand aufgeschlagen ist für jeden Menschen, der nur des Schauens noch fähig ist. Wie der Berg gleich



einem treuen Hüter über der dörferreichen Ebene wacht, wie er dasteht mit seinem dunklen Tannenwald als in einem guten Mantel gegen Wetter und Sturm; wie der Weg zu den Höhen feierlich aufsteigt, als sei er selber ein ständiger Pilger zum Heiligtum, wie das Heidentum in den gewaltigen Quadern der Felsenmauer, obwohl besiegt, gleichsam immer noch trutzt; wie der Quell aus dem Berginnern kommt, immer noch wie aus einem Geheimnis voll von heiliger Legende, wie über dem Klosterhof trotz des bewegten Lebens immer noch etwas liegt von besonderer Befriedigung, die der Wandel einer Hei-

ligen hier für alle Zeiten hinterlassen hat — nur ein für das echte Sehen Blinden bleibt unberührt von solchen Eindrücken einer Schau, welche die Wirklichkeit erst eigentlich in ihrer ganzen Schönheit erfasst. Es ist so, wie der englische Dichter Coventry Patmore sagt: «All realities will sing, nothing else will», es schläft ein Lied in den Dingen, in der Natur, man muss es nur hören, es lebt ein Antlitz in dem Bild der Welt, man muss ihm nur begegnen. Dort oben, auf dem heiligen Berg des Elsasses, kann er einem werden: der leise Segen, der die Augen für dieses Erkennen öffnet. . .



Gustave Doré

Im Märchenwald



## Die Tiere

Ein Märchen von M. Schmitt

Es war ein Mann, der hatte in seinem Leben viele Mäuse, Ratten, Meerschweinchen, Hunde und Katzen geimpft, operiert und seziert. Da geschah ihm etwas Merkwürdiges. Es war, als wollten sich alle diese gefolterten und gemarterten Kreaturen an ihm rächen. Schreckliche Träume begannen den Mann zu plagen. Hunde und Katzen stürmten scharenweise in sein Zimmer und bedrängten ihn. Sie setzten sich dem Wehrlosen auf Brust und Glieder, und eine Krähe riss ihm mit grellem Lachen die Haut auf, dass das Blut in warmem, unaufhörlichem Strom herausfloss. Mit einem Angstschrei wachte der Mann auf. — Ein anderes Mal ging er durch eine Stadt, die ganz aus leeren Hundehütten und Rattenlöchern bestand. Aber in der Stadtmitte fand er sie alle, die Hunde, Katzen, Ratten und Meerschweinchen, in einem ungeheuern Haufen versammelt. Sie sassen auf Bänken und warteten auf ihn. Einer aber unter ihnen sass erhöht, und er fühlte, dass dieser sein Richter war. Da floh er angstgerüttelt. Er rettete sich auf einen Berg, in einen Wald. Aber siehe, da waren keine Bäume, sondern Tiere; Baum, Strauch, ja sogar die Wiesen, alles bestand aus kleinen und grossen Tieren, die stumm dahockten und ihn mit weiten und leeren Augen anstarrten. Selbst der Wind war ein Tier; er spie und heulte und rührte einen Bach auf, der rot und trübe dahinfloss.

«Ich werde wahnsinnig», dachte der Mann, als er aufwachte, und er betrachtete seine schuldvollen und schuldlosen Hände. «Was wollen sie von mir? Habe ich nicht für die Wissenschaft verseucht und gemordet? Musste es nicht geschehen und war es nicht immer so, dass sich das Kleine für das Grosse opfern musste?»

Er wollte sich von seinen Gedanken befreien und ging in der Stadt spazieren. Aber die Gedanken kamen zu ihm zurück, was immer ihm auch begegnete: Hunde, die einen Karren zogen, Vögel, die in Käfigen sassen, Kätzchen, die sich vor grausamen Kindern flüchteten, und alle hatten sie denselben gepeinigten Blick, aus dem die geschundene Seele schaute.

Der Mann floh auf das Land und atmete auf. Da war Kilbtag, und jung und alt hatte sein Werkkleid abgelegt und vergnügte sich in der bunten Welt des Scheins. Aus einem kleinen, mit Gold und Flitter behangenen Karussell schrie Musik, Kinder drängten in lärmender Fröhlichkeit hinein. Aber von ihren heissen Gesichtern lief der Blick des Mannes hinein in die Eingeweide des rollenden Rades, und er erstarrte. Da ging ein Pferd, alt und verbraucht, mit dünner, schweissverklebter Mähne und glasigen Augen,

langsam, in immer gleich bleibendem Rhythmus rund im Kreise herum, immerfort im Kreise herum, in einer müden, trost- und hoffnungslosen Weise die schreienden Menschen schleppend, blind und taub geworden im Lärm und falschen Licht seiner fürchterlichen Zelle. Alle paar Minuten stand es zitternd und veratmend still, man hörte sein leises, winziges Wiehern, dann sprang die Musik wieder an, das Uhrwerk rasselte, und der Kreis begann sich auf's neue zu drehen. Aber da war der Mann schon weit weg. Er sass auf einem Feldstein und weinte bitterlich. Er verliess die Stunde und alle, die ihm noch hätten werden sollen und ging und verschloss sich vor allem, was sein war.

Tief im pfadlosen Wald stand er still und begann allen Tieren aus Wald und Feld eine Stätte zu bereiten, eine Zuflucht vor den Menschen, vor Kälte und Hunger, eine Stätte, darinnen er nur der Dienende und Gebende war. Er wartete, und sie kamen alle. Sie kamen aus Höhen und Tiefen, aus Nahem und Fernem, der Tag war wie die Nacht. Er trug ihnen Futter zu im klirrenden Frost, er kühlte und verband ihre Wunden, er rettete sie aus Fährnis und Not. Es kam soweit, dass die Tiermütter in ihrer heiligen Stunde zu ihm kamen und sich seiner Fürsorge anvertrauten, und wunderbar war es, wie aus dieser verachteten und beladenen Hand immer mehr herauswuchs an rastloser, demütiger Hingabe. Sein Haus war Geborgensein und Ausruhen, und alle seine Tage hiessen weiteste Güte.

Da geschah es aber, dass der Mann krank wurde. Fiebernd wälzte er sich auf seinem dürftigen Lager. Lange standen die Tiere verwundert und begriffen nicht. Dann hoben sie die feinen Köpfe und verschwanden im Wald. Aber sie kehrten wieder. Der muntere Eichhas brachte in possierlichen Sprüngen Nüsse und Haselnüsse und knackte sie dem Kranken auf. Die Vögel wetteiferten im Pflücken köstlicher Beeren; geschäftige Hasen rannten um einen kühlen Trunk, sogar der Fuchs beeilte sich, in seinen Vorräten zu kramen, und Reh und Hirsche bezeugten ihre Teilnahme durch ihre sanften Blicke.

Und wie sie sich alle um ihn sorgten und mühten, da fiel auch die letzte Angst von des Mannes Herzen ab; er betrachtete seine durchsichtig gewordenen Hände, die feucht waren von den Liebkosungen der Tiere, und seine Seele weinte vor Glück. Und als die grosse Stille sich um ihn wob und der Unsichtbare sich über ihn neigte, da sah er lange und gedankenvoll in dieses befreite und selig-gehobene Antlitz.





Rappoltswiler

Alte Ansicht

## Der Rappoltswiler Brunnenwein

Im Herrenstübchen in der Rund'  
 Sie tranken ihren Wein,  
 Der Herr von Ratsamhausen und  
 Der Graf von Rappoltstein.

Zahnacker perlte auf dem Tisch  
 In blanker Kanne schwer.  
 Kaum füllt' der Schenk die Gläser frisch,  
 Sie wurden wieder leer.

Durch Butzenscheiben blinkt das Licht  
 Und warf den milden Schein  
 Ueber der Zecher Angesicht,  
 Ueber den alten Wein,

Durchwebt mit grünlich gold'nem Strahl  
 Den dunklen, kühlen Raum,  
 Und Eichentisch, Kristallpokal  
 Umspielt der Rebenlaum.

Der Ratsamhauser schmunzelt fein  
 Und hebt die Kanne schwer:  
 «Viel Kronen trägt dein Edelwein,  
 Doch keiner ist wie der.

Es funkelt weit dein Schloss ins Land,  
 Dein Nam' ist hochgehrt.  
 Im deutschen Gau, im welschen Land  
 Hast deinen Ruhm gemehrt.

Doch mein ist der Zahnackerbann,  
 Durch Erb' ward mir sein Wein.  
 Und was ich einst euch abgewann,  
 Es sei und bleibe mein.»

«Besitz und Gut vergänglich ist»,  
 Sprach drauf der Rappoltstein,  
 «Und wer nach ihm sein Leben misst,  
 Wird leicht betrogen sein.

Und ob des Brunnenweines Fracht  
 Ihm schwer im Magen lag,  
 Das Wunder ward doch viel belacht  
 An jenem Pfeifertag.

Heut rühmst du dich des besten Weins,  
 Den man nur finden kann,  
 Bist morgen Beute schon Freund Heins,  
 Und der Zahnackerbann

Wird wiederum durch Erb', durch Kauf  
 Meinem Geschlecht zuteil.»  
 «Wohlan», so sprach der andre drauf,  
 «Er ist mir noch nicht feil.

Wenn Wein einst fließt im Brunnenrohr  
 Am Markt, dann sei er dein  
 Der edle Bann, doch nicht zuvor.»  
 «Es sei!» sprach Rappoltstein.

So schieden sie, und lachend ging  
 Der Ratsamhauser fort.  
 Der Rappoltsteiner aber fing  
 Auf dieses Ritterwort.

Und als am nächsten Pfeifertag  
 Der Ratsamhauser kam,  
 Er glaubte fast, ihn rühr' der Schlag,  
 Es ihm den Atem nahm.

Dem Brunnen goldner Edelwein  
 Aus allen Röhren floss,  
 Und in den tiefen Trog hinein  
 Sein edles Nass er goss.

Doch als er sich vom Schreck besann,  
 Da lacht' er ob der List,  
 Und hat den Rappoltsteiner dann  
 Auf beide Wang'n geküsst.

«Ich brach noch nie mein Ritterwort,  
 Drum sei der Acker dein,  
 Besiegelt wird der Kauf sofort  
 Mit Zehackerwein.»



# Schickeles „Hans im Schnakenloch“ und die Kriegszensur

Von Dr. Ch. Wolf

Seit einigen Monaten gibt es wieder einen Fall Schickele. Der Elsässer Schickele steht auf dem Index im Dritten Reich; die Geheime Staatspolizei hat seine Romane, in denen ein guter Europäer vernünftig und gehaltvoll vom Elsass sprach und für ein besseres Verstehen dieses Landes warb, beschlagnahmt und damit einem Dichter Wirkung und Einfluss versagt, der in früheren Zeiten in Deutschland sehr geschätzt und gepriesen wurde. Verwunderlich genug ist dieses Verbot; denn Schickeles weltanschauliche Haltung hat keinerlei politische Prägung. Wenn man bei diesem Dichter überhaupt von politischen Tendenzen sprechen will, wie sie sich vielleicht aus seinem dreibändigen Romanwerk «Das Erbe am Rhein» herauskristallisieren liessen, so ist es eine starke und entschiedene Ablehnung jeder Form von nationalistischer Intoleranz, ein deutliches Bekenntnis zu einem hohen und freien Menschentum, das sich in seinem ganzen Werk, in seiner Lyrik, Epik und im Drama offenbart. Und in allen Zeiten, in denen die Menschlichkeit in Gefahr ist, gerät dieser Dichter notgedrungen stets in Konflikt mit der Gewalt, die lediglich die Staatsraison anerkennt und sie durch Verbote manifestiert.

Es gab schon einmal einen Fall Schickele in Deutschland und musste ihn geben, so wie die Dinge einmal liegen. Das war mitten in der Kriegszeit, als dieser Dichter sein Drama «Der Hans im Schnakenloch» schrieb und in einer Zeit wildester Vergewaltigung der Seelen den Mut hatte zu zeigen, wie hier im Elsass nicht nur um «Menschenleben, sondern vor allem um Menschenseelen gerungen wurde». Das Stück war, wie Schickele selbst in einer schönen Vorrede zum Neudruck des «Hans» (1927 bei Kurt Wolff, München) erzählt, in vierzehn Tagen im Oktober 1914 geschrieben worden, ganz bewusst als elsässischer Beitrag zum Problem des deutsch-französischen Krieges und zum Problem des Krieges überhaupt. Im Januarheft 1916 der «Weissen Blätter», die Schickele damals herausgab, wurde es gedruckt und erschien ein Jahr darauf, nach der Erstaufführung in Frankfurt a. M., in Buchform. Von Frankfurt kam das Schauspiel nach Berlin, wo es im «Kleinen Theater» Dr. Georg Altmans gespielt und, von der Berliner Presse gelobt, zum Kassenerfolg wurde. Man rühmte die «tendenzfreie Art», man fand sogar, dass neben den weltbürgerlichen «Phantasien über den Krieg fast zuviel betuernde Worte über deutsche Art» vorkämen. Jedenfalls

schien die gefährlichste politische Klippe umschifft, und «das Wetterglas verhies glücklichste Fahrt».

Das schien nur so, denn es kam bald anders. Der verstorbene Berliner Literaturhistoriker Professor Houben, der in seinen letzten Lebensjahren eine Reihe von Werken über Fragen der literarischen Zensur veröffentlichte, widmete im zweiten Band seines grossen Werkes «Verbotene Literatur von der klassischen Literatur bis zur Gegenwart» dem kuriosen Zensurschicksal des «Hans» eine längere Darstellung, die man gerade jetzt nicht ohne Genuss und Nutzen wieder liest. Was da erzählt wird, ist typisch für den Kampf, den oft der Degen mit der Feder geführt hat, und in dem stets die Feder unterlag. Typisch für den Kampf des Ungeistes gegen den Geist, der Staatsraison gegen ein menschlich fühlendes Herz.

Der «Hans im Schnakenloch» war vier Wochen lang im «Kleinen Theater» gespielt worden, da lief beim Oberkommando in den Marken, das damals dem General von Kessel unterstand, ein Schreiben aus dem Grossen Hauptquartier ein, das von Ludendorff persönlich unterzeichnet war. Ton und Inhalt verdienen es, dass dieses ausserordentliche Dokument ganz zitiert wird. Es ist datiert vom 25. April 1917 und lautet:

«Mehrfache Zuschriften weisen mich auf ein im Kleinen Theater zur Aufführung gelangendes Schauspiel «Hans im Schnakenloch» hin und erheben aus vaterländischen Gründen Einspruch gegen die Aufführung dieses Stückes, das eine Verherrlichung des deutsch-feindlichen Elsässertums darstelle. Ich vermag die Richtigkeit dieser Behauptung nicht zu beurteilen. Da mir die Zuschriften aber beweisen, dass durch die Aufführung des Stückes tatsächlich im vaterländischen Sinne Aergernis entstanden ist, mache Ew. Excellenz ich hiervon Mitteilung. Sollten Ew. Excellenz nach Prüfung sich den an mich gelangten Bedenken anschliessen, so darf ich Ew. Excellenz entsprechende Weisung an die Aufsichtsbehörden anheimstellen. Zur Erledigung der an mich gelangten Zuschriften wäre ich für eine kurze Mitteilung dankbar über Art und Inhalt des Stückes und welche Beweggründe die Zensur hatte, es zur Aufführung freizugeben.»  
Unterschrift: Ludendorff, General der Infanterie, 1. Generalquartiermeister im Generalstab des Feldheeres.

Ein so gewichtiges «Gutachten» durfte natürlich nicht unterschätzt werden. Es enthielt im Grunde schon die Forderung, das «anstössige»



Stück zu verbieten, und der Sachverständige des Oberkommandos in den Marken, der Generalintendant der königlichen Schauspiele, Graf von Hülsen, nahm sich denn auch sofort des Falles an. Nach Prüfung des Stückes teilte er sehr loyal die Ansichten Ludendorffs und telegraphierte an das Berliner Polizeipräsidium, dass er ebenfalls starke Bedenken gegen eine weitere Aufführung des Schauspiels habe und es sehr begrüßen würde, wenn das Stück «still verschwände». Er nahm offenbar an, dass das Polizeipräsidium sich ebenso schnell seinem Standpunkt anschliessen würde, wie er selbst sich dem Ludendorffschen Alarmruf angeschlossen hatte.

Darin aber hatte sich der Graf geirrt. Denn das Polizeipräsidium reagierte merkwürdig sauer und telegraphierte zurück: «Nach Rücksprache mit Direktion Absetzen des gut gehenden Stückes schwer zu erreichen. Werde es heute noch einmal ansehen und morgen ausführlich schreiben. Beschwerden übrigens hier nicht eingelaufen, auch in der Presse Bedenken nirgends geäussert.» Nun kam es zu einem förmlichen «Rezensionsduell» zwischen Polizeipräsidium und Hülsen, das nicht ohne Interesse und ergötzliche Zwischenspiele ist.

Etwas resigniert schrieb Hülsen an Ludendorff die verlangte Inhaltsangabe, denn darauf legte der Generalquartiermeister ganz besonderen Wert. Man kann jedoch nicht behaupten, dass diese Inhaltsskizze (die Houben in extenso abdruckt) der tiefen Poesie, die wie eine schwermütige Volkswaise durch das Schauspiel klingt, gerecht wird. Sie sieht das Stück eben so wie ein preussischer Aristokrat solch ein Stück sehen muss: vom preussischen Standpunkt und vom Standpunkt der Staatsraison aus. Der erste Akt, schrieb Hülsen, sei verhältnismässig harmlos, dagegen «spitze man im II. Akt zum ersten Mal die Ohren»; denn da werde viel von Elsass-Lothringen gesprochen, auch erörtert, ob es freiwillig zurückgegeben oder erobert werde, und im III. Akt schliesslich spreche man sehr viel vom Krieg, in einem Sinn, der zeigen solle, dass jeder Krieg Wahnsinn sei. Ein Offizier, ein Geistlicher und ein Oberlehrer sprächen darüber, und was an dieser Diskussion den Grafen Hülsen besonders schmerzlich berühre, das sei die Tatsache, dass die Argumente des Offiziers weniger eindrucksvoll wirkten wie die seiner Gesprächspartner. «Gerade der Geistliche und der Oberlehrer sprechen ausserordentlich klug und eindrucksvoll. Ihre Worte sind viel gewichtiger als die des preussischen Offiziers. Sie überzeugen und drängen dem Zuhörer unbedingt die Frage auf: Wozu ist eigentlich dies grässliche Morden?» Das aber war für Hülsen unerträglich und untragbar. Deshalb lautete auch sein Gesamturteil: «Der Ton ist durchaus anständig. . . Trotzdem führt das

Stück unbedingt zur innerlichen Abkehr vom Kriege, und ich begreife es sehr wohl, dass verantwortliche Stellen die Frage aufwerfen müssen, ob es nicht besser gewesen wäre, die Aufführung des Stückes jetzt zu unterlassen». Immerhin versprach er einen endgültigen Vorschlag erst nach Eingang der Begründung des Polizeipräsidioms.

Der Zensor des Polizeipräsidioms teilte am 5. Mai die Gründe mit, die ihm ein Verbot inopportun erschienen liessen. Es war nicht gelungen, die Theaterdirektion gütlich zur Absetzung des Stückes vom Spielplan zu bewegen, hauptsächlich deshalb, weil das Theater darin eine gute «Einnahmequelle gefunden habe». Man habe sich zu verschiedenen Malen zu grösseren Streichungen entschlossen, besonders was die Kriegsdiskussionen betreffe, und habe dabei alles getan, um nicht bei der Zensur Anstoss zu erregen. Im übrigen aber: «Die Möglichkeit, dass die vielfach zur Schau getragene Unparteilichkeit des Dichters in der Darstellung der nationalen Gegensätze manchen stören könnte, ist hier erwogen worden». Und nicht ungeschickt wurde nach dieser Konzession eine kleine Attacke beigefügt: «Neben der Tendenz und Gesamtwirkung des Stückes . . . war bei der diesseitigen Stellungnahme auch die Absicht massgebend, die von bemerkenswerter literarischer Seite vielfach gegen die Theaterzensur während des Krieges erhobenen Vorwürfe, sie lasse wohl die dem «Hurrapatriotismus» dienenden Stücke zu, verhindern aber ernstere Dramen aktueller Art, nicht aufkommen zu lassen». Am Schluss der langen «Verteidigungsschrift» des Zensors stand dann noch der mutige Satz: «Für Berlin würde meiner Ueberzeugung nach das Verbot mehr Unzufriedenheit als Nutzen bringen und der Stellung des Polizeipräsidioms, die Geschmacksfragen nicht zu berücksichtigen, vielmehr nur die Interessen der öffentlichen Ruhe und Ordnung wahrzunehmen, nicht entsprechen».

Hülsen war von dem ganzen Gutachten des Zensors so beeindruckt, dass er nun noch einmal umfiel, diesmal zu Gunsten des Polizeipräsidioms und bei Ludendorff für Milde plädierte, ein nachträgliches Aufführungsverbot käme nicht mehr in Frage, da ein solches Verbot heute, nach einer Reihe von gut besprochenen, mit lebhaftem Interesse und anstandslos aufgenommenen Aufführungen weder in der Presse noch im Publikum verstanden werden könne. Damit schien der Dichter mit Hilfe des Zensors (kuriose Verbündete in diesem Falle!) gesiegt zu haben, aber man hatte eben die Rechnung ohne Ludendorff gemacht. Ludendorffs Replik vom 19. Mai 1917 gipfelt in dem wesentlichen Satze: «Wenn wir verhindern, dass in der Presse etwas veröffent-





Theophil Schuler

Hans im Schnakenloch

licht wird, was die Volksstimmung zum Kriege ungünstig beeinflussen kann, darf es nicht gestattet sein, diesen Gedanken in der viel eindrucksvolleren Form eines Theaterstücks im Volke Verbreitung zu verschaffen». Nach wie vor hielt also Ludendorff an seinem Standpunkt fest — ein Verbot musste unbedingt erfolgen.

Nach weiteren neckischen Wortgefechten war die Zeit gekommen, wo das Theater seine Tore schloss — nach der 92. Aufführung des «Hans». Und da verfiel nun das Oberkommando in den Marken, das jetzt wieder ganz zu Gunsten Ludendorffs umgefallen war, auf die Idee, den elsässischen Landtag gegen das Stück zum Zeugen anzurufen. Am 16. Juni erliess das Oberkommando an das Polizeipräsidium die Verfügung, dass das Stück auf keinen Fall mehr in der

nächsten Theatersaison gespielt werden dürfe. Die Verfügung enthielt einen Satz, den jeder Elsässer sicher sehr interessant finden wird und der lautet: «Schon im Hinblick auf die einmütige, von rein deutscher Gesinnung getragenen Erklärungen des Elsass-Lothringischen Landtages ist eine Aufführung des Werkes mit seinen deutsch-französischen Konflikten jetzt weniger als je am Platze, und würde die Direktion des Kleinen Theaters bei der Absicht, das Werk trotzdem wieder auf die Bühne zu bringen, mit einem Verbot zu rechnen haben.» Damit waren die Akten über diesen Fall endgültig geschlossen. Die Loyalitätserklärung des elsässischen Landtags hatte dem «Hans im Schnakenloch» den Todesstoss versetzt. . .

### Abend im Ried

Abendsonne, still umgolden  
deine Strahlen Weg und Wald;  
und viel tausend Riedgrasdolden  
baden sich in deinem holden  
Glutenglanz, der sie umwallt.

Abendsonne, goldnes Glühen,  
mild verklärst du Flur und Feld!  
Alle Sorgen, alle Mühen,  
die der Tag gebracht, entfliehen.  
Frieden bringst du aller Welt!

E. K.



## Aus alter Zeit

### I.

#### Stettmeister J. H. Mogg aus Colmar teilt der Stadt Münster den Abschluss des Westfälischen Friedens mit

Den Ehrenvösten, fürsichtigen achtbaren vnd weisen, m. m. Hern Burgermeistern vnd Raht des heil. Röm. Reichs Statt Münster In St. Gregorienthal, meinen sonders gstn. Herrn, angenehmen lieben Nachbaren vnd freunden, Münster in St. Gregorienthal.

Ehrenvöste, Fürsichtige vnd weise, Insonders gst. Herrn vnd vorgeliebte Nachbarn,

Gleichwie die heiligen Engel den Menschen zum newen iahr nichts köstlichers zu wünschen wüssten als den Friden, also hab ich mir auch bey den bisshero allerseits aussgestandenen leidigen Zeiten vnd Kriegstrübsaln allezeit die Hoffnung gemacht, die Ehr zu haben, den Herrn sambt ihren bürgern zur Statt vnd zu Thal, die Post des wider von Gott bescheerten allgemeinen Edlen Fridens anzukünden, welchen ich dan vnd dise erfrewliche ia göttliche gute Zeitung des fridens, so gestern acht tag, als Dinstags den 26. 7bris — 6. 8bris zu Münster von den HH. Keyserischen Plenipotentiarys gegen des H. Reichs Stenden öffentlichen ratificirt, vnd was mit den Königl. franzosischen tractirt, für bekant, vnd genehm angenommen vnd bestettigt worden, hie mit auss zuetragender affection, sambt beyschluss der abschrift des von vnsern Deputirten abgangenen anisationschreibens zu berichten nicht vnderlassen sollen vnd wollen, den Grundgütigen Gott von Herten bittend, das er sie vnd ihr gemeines Stattwesen sambt allen ihren Bürgern vnd angehörigen zur Statt vnd zu Thal, ange-deuten gemeinen Fridens Edle fruchten mit beharrlicher guter gesundheit vnd allem gefristen wolstand von oben herab erfrewlich zu geniessen, vätterlich segnen vnd benedeyen wolle,

vnd nachdem denselben wohl bewusst, das ich nicht allein von langen iahren hero, zu ihnen vnd deren Statt vnd Thal eine sonderbare affection vnd gute Zuneigung getragen, sondern auch eine schlechte häussliche Wohnung deren orten angestellet, dadurch ich künfftiger Zeit eine Melkerey anordnen vnd damit eines guten Luftts geniessen möchte, so hab ich die Herrn desswegen dienstfreundlich hiemit anlangen vnd ersuchen wollen, sie geruhen mir disse gefällige freundschaft zu erweisen, vnd mir meinen Hoff vnd güter sambt angehörigen zu befreyen vnd vor vfflagen zu eximiren, Disse erhaltende willfarung bin ich hinwider vm diselbe, vnd ihr gesambtes Thal bey allen künfftigen vorfallen-

heiten, wie bisshero mit gutem willen also auch hinfürther Dienstfreundlichem Vleis zu verdienen vnd zu beschulden Erbietig, Der zuversicht gelebend, der allergetrewste Gott werde vns allerseits mit guter künfftiger beruhigung die wolfart des güldenen fridens gnedig miteinander in frid, frewd vnd aller Gott vnd christseeliger ergötzlichkeit gebrauchen, vnd niessen lassen, dan frid nehrt, vnfrid verzehrt, wer zwo Kühe hat, sagt man im Sprichwort, soll eine darumb geben, das man die andere in friden nuzen möge, vnd pflegen desswegen die Florentiner zu sagen, Es werde kein gelt besser angelegt, wie gross oder vil es ist, so man eine Statt oder land damit in friden erhalten vnd bewahren kan, vnd ist besser ein vnrechter frid dan gerechter Krieg, weiln Gott ein Gott vnd Herr ist des Fridens, In dessen gnedige Vorseh- vnd Beschützung ich vns allerseits trewlich wohl empfehlen thue, bleibend der Herrn Nachbarn

Dienstgutwilliger

Johann Heinrich Mogg

Colmar, den 5—15 8br. 1648.

Hiebey zugleich die Declaration der Reichs Stenden, wie vnd vff was weis sie ihren Consens in die französische Satisfaction eingerichtet haben, so ich auss dem latinischen ins theutsche versetzt, zu empfangen, darin stekt nechst Gottes Genad vnser aller Heil vnd wolfart.

(Mitgeteilt von J. Matter.)

### II.

#### Wie man sich anno 1792 zu Landser der Situation anzupassen verstand

Es war im ereignisreichen Jahre 1792. Auch in dem oberelsässischen Kantonsorte Landser hatten die revolutionären Ideen mehr oder weniger Boden gewonnen. Neuerer und Anhänger am Althergebrachten standen sich feindlich gegenüber. Municipalität und Gemeinderat nahmen eine abwartende Stellung ein, verstanden es aber auch, wie folgende Beispiele zeigen, sich im gegebenen Momente den Verhältnissen geschickt anzupassen.

Jedenfalls hatte die Gemeindeverwaltung gezögert, den sogenannten «Freiheitsbaum» aufstellen zu lassen. Der im Orte wohnhafte «Député de l'assemblée constituante», François Hell, fragte schriftlich beim Rate an, wie es um die Sache stehe. Als Antwort fassten Municipalität und Gemeinderat am 5. August 1792 folgenden Beschluss: «A l'unanimité le Conseil est d'avis que l'arbre de la liberté soit planté au milieu de la place de





Hans Matter

Wappen der Zehn Städte

ce lieu, et que la commune sera invitée d'y assister pour témoigner sa joie du événement si heureux et à jamais mémorable. Auquel effet elle enverra une députation de la moitié du corps municipal pour assister à cette cérémonie, l'autre moitié restera séant dans la maison de commune pour empêcher un désordre éventuel.»

In Verlegenheit gesetzt wurde der Gemeindevorstand im nämlichen Jahre durch einen am 11. Dezember beim Postmeister Xaver Deck, der Mitglied der Municipalität war, aus Paris einlaufenden Brief mit der vielsagenden Adresse: «A la Société des amis de la Liberté et de l'Egalité, à Landser». Deck überbrachte, da keine persönliche Adresse vermerkt war, den Brief dem Bürger Meyer (Maire), der sich rasch zu helfen wusste und am folgenden Morgen die Gemeindevertreter zusammenberief und nachstehenden Beschluss in das Deliberationsregister eintragen liess.

«Am 12. Dezember 1792 in dem ersten Jahre der französischen Republik.

. . . Nachdem der Maire die Ueberschrift (des Briefes) der Municipalität und mitgliedern des gemeinen Rathes vorgewiesen, ist Einhelig erkannt worden, dass solcher Brief, seiner Ueberschrift nach, an Niemand anderes könne adressiert worden sein als an die Munizipalität, sindenmahlen keine besondere Gesellschaft in allhiesigem Ort bekannt. Diesem nach hat der Maire solchen eröffnet und selben der Municipalität und gemeinen Rath vorgelesen, durch welchen man erkannt, dass dieser Brief eine Antwort auf einen Brief seye, so von einem Freund der Freiheit und Gleichheit von allhier müsse geschrieben worden sein, da aber solcher der Municipalität unbekannt, so ist sowohl von der Municipalität als gemeinen Rath beschlossen worden, dass der Maire sich erkundigen solle, wer derjenige sein könnte, dem dieser Brief gehören möchte, damit

man Ihme selbigen gegen einen Rückschein einhängigen könne.

Zugleich ist von dem ganzen Rath beschlossen, dass sobald dieser ohnbekannte Freund wird bekannt seyn, der Maire Ihme ofenbahren, dass sowohl die Municipalität als gemeinen Rath gesinnet sich mit diesem Freund in dieser Gesellschaft zu vereinigen, wie auch ist beschlossen worden, dass dieser Brief unten an gegenwärtigen arrêté solle eingeschrieben werden und haben sich sämtliche allhier unterschrieben.» (Folgen 17 Unterschriften.)

Abschrift des Briefes.

Paris le 1<sup>er</sup> Décembre 1792, l'an premier de la République.

Société des amis de la Liberté et de l'Egalité.  
Comité de Correspondance.

Frères et amis.

Nous voyons avec plaisir, que les vrais principes exercés par nous, se propagent et prennent racine sur un sol étranger aux français qui ne désirent autre chose que de fraterniser avec tous les habitants de la terre pour établir le Seul Règne de l'Egalité et de la Liberté.

La condamnation des Emigrés, dont le decret de la Convention vous fait le plus grand plaisir, vous prouve, que, quand la loi a parlé, tous les Bons Citoyens doivent s'y soumettre jusqu'à ce qu'elle ait été retraité, ce qui peut arriver lorsqu'elle est mauvaise.

Quand à ce que vous nous marquez relativement au supplément de la Loy, vous otez à ceux qui sont du parti contraire au principe que tous les bons patriotes professent, soient rejettés de toutes Nominations aux fonctions publiques, ainsi que des peines à infliger à ceux qui ne possèdent pas l'esprit Républicain, et ceux qui ne fréquentent pas les églises des prêtres consti-



tutionnels; ou qui ne les font pas fréquenter par leurs enfants, lesquels doivent être regardés comme mauvais citoyens; quoique nous pensions comme vous sur cet article, notre profession de foi est intacte relativement à la tolérance et à la liberté des opinions religieuses, nous attendons de la Loy sur cette objet quand elle sera prononcée, nous l'exécuterons, vous êtes trop bons citoyens pour prévenir la promulgation.

Quand aux remerciements que vous votez à la Convention relativement aux lumières quelle demande à tous les bons citoyens et dont elle desire s'entourer pour exécuter des décrets propres à conserver la Souveraineté du peuple

pour donner force de Loy aux decrets rendues par la Convention; prouve que les vrais principes sont faits pour être sentis et exécutés pour tous les peuples de la terre.

Nous sommes avec des sentiments fraternels les membres du Comité de correspondance.

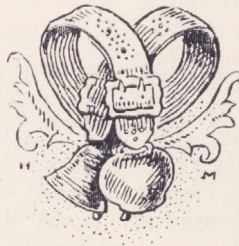
Signé: Boind, président, Moenne, Lefort et G. Duplay, fils.

S'en suit l'adresse.

Département du Haut-Rhin.

A la Société des amis de la Liberté et de l'Égalité à Landser.»

(Mitgeteilt von E. Wacker.)



## An meinen Vater

Von Alfred Pellon

Noch seh ich an sonniger Steinwand des  
Gartenhauses  
Deinen Kopf aus Schatten gehauen,  
wie Du zwischen den kleinen, frommen Primeln  
friedeerfüllt sassest,  
ein sehniger Festgebauer.  
Wie römische Bogen wölbten sich Deine  
runden Schultern unter dem Bauernkittel.  
Die Stille war in Dein Leben ausgespannt,  
die Stille einsamer Tage,  
in die kein Wunsch mehr stieg.  
Ein guter Riese warst Du  
in der Geborgenheit des kleinen Gartens,  
wo die Erde Deines Lächelns war  
und wo Ammern und Stieglitze sangen  
in Mirabellenbäumen,  
deren Stämme Du sorgsam mit Dornen  
umwandest, die zwitschernden Nester  
zu schützen.  
Einen Brunnen hattest Du gegraben,  
da wob ich in Kindertagen  
Märchenedanken  
in die besternten Büsche weissen Jasmins,  
in die kupfergrünen Rücken der Käfer,

die am Brunnenrand liefen  
voll Fremdheit und Fabel. —  
Oft gingen wir zu den nahen Wäldern,  
wenn über die Erde der Frühling strich. —  
An der alten Friedhofsmauer warteten  
wir aufeinander. Immer warst Du der erste,  
der kam.  
Ein silberner Schimmer,  
quoll die Luzerne. Stimmen der Aecker,  
fernes, waldeinsames Schmiedehämmern,  
und Peitschenknall in den Furten.  
Auf hohem Hügel standest Du wie ein  
Baum  
Und schautest in Fernen, wo blaue Winde strichen,  
in das mittäglich schäumende Land  
und sagtest:  
Ein schöner Tag ist heut!  
Aber am schönsten war es,  
wenn Deine grosse, kraftstrotzende Hand  
liebervoll  
eine Heckenrose schnitt.  
Es war Deine Lieblingsblume.  
Ein guter Riese warst Du,  
Selig Gestorbener.



# Friesenheim

Zur Erklärung eines Dorfnamens von Eugène Karleskind

Die Ortsnamenforschung hat in den letzten Jahren grosse Fortschritte gemacht. Auf alle möglichen Arten hat man versucht, den Schleier der Benamung unserer Dörfer zu lüften. Die einen glauben den Namen des Ortes rein etymologisch erklären zu können; die anderen versteigen sich in das Studium der Besiedelung der Gegend und der Kultur der Ansiedler. Leider werden nicht selten solche Beobachtungen durch die politische Einstellung des Forschers getrübt.

In den römischen Funden im Dorfe Hessenheim im Marekolsheimer Ried schreibt der bekannte Archäologe F. A. Schaeffer u. a. folgendes: Il a dû y avoir à cette époque déjà à Hessenheim un village gallo-romain, ce qui prouverait que l'origine de Hessenheim remonterait antérieurement à l'époque des invasions barbares. Le nom de Hessenheim a pu faire croire jusqu'à présent que le village est une fondation germanique.»

Das können wir von jedem Dorfe sagen, sobald in oder um dasselbe vorgeschichtliche Denkmäler ausgegraben werden! Doch woher der Name Hessenheim? Hatten die gallo-römischen Ansiedler bereits einen Namen für ihre Wohnsitze? Es dürfte wohl kaum ein Zweifel bestehen, dass die germanischen Zuzügler neue Verhältnisse in der Besiedelung und im Ackerbau mit sich brachten und dass die Benamung der meisten unserer Dörfer in diese Zeit der Einwanderung bis ins Jahr 700 fällt. Allerdings entzieht es sich unserer Kenntnis, ob die einheimische Bevölkerung ihre «Heime» nach den Eindringlingen taufte oder ob letztere dem Orte einen Namen zulegten.

Im Ried gibt es auch junge Dorfgründungen, bei denen der Ursprung des Namens geschichtlich bekannt ist. So z. B. der Name Daubensand. Das bei Rheinau gelegene Dorf Daubensand ist eine Schöpfung des Freiherrn Jakob Samson von Rathshausen im Jahre 1701. Dieses «Neudörfel» — so heisst es gewöhnlich — erhielt seinen Namen von der Rhein-Au «Düwesand». Wir werden in einem späteren Artikel noch auf diese interessante Gründung zurückkommen.

Ebenfalls nicht weit von Rheinau liegt das Dorf Friesenheim. In dem von der Edition d'Architecture, d'Industrie et d'Economie Rurale im Jahre 1933 veröffentlichten Werke: «Sites et Paysages desservis par les Tramways Strasbourgeois» lesen wir unter Friesenheim: «L'étymologie du nom de

cette localité a déjà fait couler beaucoup d'encre. Contrairement à une opinion généralement répandue qui veut faire remonter ses origines à l'installation de Frisons dans cette localité, il semble plutôt qu'elle doit son appellation au fait que l'on trouvait à y recruter, au Moyen-Age, d'excellents ouvriers spécialisés dans les travaux d'assèchement et de drainage fréquents à l'époque dans cette région marécageuse, constamment menacée par les crues du Rhin. Ces professionnels étaient désignés autrefois par le nom «Der Frieese», d'où probablement Friesenheim.»

Es ist bedauerlich, dass dieses Buch, welches übrigens eine Menge falscher Angaben enthält, keine Quelle verzeichnet. Durch Vergleich mit anderen Ortschaften wie Friesenheim (Fresenheim, badisch 1259), Friesenheim (Frisenheim, pfälzisch 1260), Friesenhausen (Hessen, Amt Fulda) u. a. m. haben einige Geschichts- und Sprachforscher den Namen von dem Personennamen Fresso oder Frieso abgeleitet und diesen als den Gründer des Dorfes (fränkischen Herrensitz) betrachtet.

Jeden Ernstes entbehrt eine Studie von Charles Rath: Les noms géographiques et préhistoriques de l'Alsace (Mulh. 1920), worin es heisst: «Friesenheim dérive du latin fraxinus ou de l'idiome alpin frassen (frêne = Esche)», und er führt zum Vergleiche die Orte Frais, Fraize, Friessen, Froesch-willer, Frênois, Fron-wald an, ohne jedoch näher auf Oertlichkeit und Geschichte einzugehen.

Tatsache ist, dass bis ins späte Mittelalter hinein aus den Rheingegenden erfahrene Wasserarbeiter, die man Friesen nannte («einen Graben ausfriesen»), in's Elsass gezogen kamen (vgl. B. L., «Friesen im Elsass» — Sparsbach — in Els.-Lothr. Schulblatt 1912, No. 42. Im Muegich Memorial-Büchlein, welches die Herrschaft Mueg von Boofzheim führte, steht beim Kapitel: «Baucosten und was mich die Behausung uff meynen gefreitten Dinckhoff gekost»:

«23. Mai 1559 bezalt ich (Mueg) Martin Bromhurst, Bastian Viehung, Lienhart Friderich und Conrat Kirner, den Friessen von bofftzheim von einem weyerle zu delben, ein graben zu zewerffen, etlich widen bäum und hürst uszureitten, das platz hinden an meine garten mit grund zuerfieren Strassburger 10 Gulden.»

«1. Mai 1611 etlichen taglöhnern und Friessen auss einem sumpftichten und morastischen



orth im Wibelsboden ein Newen fischweyhr auszuwerfen 7 Pfd. 10 Sch. 6 Pf.»

Wie wir sehen, handelt es sich hier lediglich um die Bewanderung einzelner Handwerksleute, welche für die Besiedelung der Gegend wohl nicht in Frage kommen. Wie steht es nun mit der Ableitung vom Personennamen Fresso oder Frieso? Unser Dorf Friesenheim mitten im Ueberschwemmungsgebiet des Rheines kann mit dem hessischen Orte Friesenhausen (Frisenhusen 824) in der Rhön nicht verglichen werden. Die Dörfer Friesenhausen, Liebhart und Wolfhart, welche W. Arnold in seinen Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme (II, 1875) anführt, liegen nebeneinander hoch in der Rhön. Da nun in einer Urkunde des Jahres 810 das Dorf Theotricheshus (Dietershausen im Amte Fulda) nach Theotriches genannt wird («Theotriches in loco qui suo nomine nuncupata Theotricheshus») und in dieser Urkunde ein Frieso, Liobhart und Vulfhart als Zeugen auftreten, so vermutete man in letzteren die Gründer der drei Dörfer. So mögen z. B. die Namen unserer Rieddörfer Dubileshem (Diebolsheim), Gerbodesheim (Gerstheim, Patron St. Dionysius), Herbodesheim (Herbsheim, Patronin St. Barbara) und vielleicht auch der Name Bovesffisheim (Boofzheim, Patron St. Stephan Proto-Martyr.) auf altfränkische Herrennamen zurückzuführen sein. Die Patrozinien von Gerstheim und Herbsheim weisen auf wichtige Ereignisse und menschliches Elend hin, während der Patron von Boofzheim auf eine von der Strassburger Abtei St. Stephan selbstangelegte Hofkirche (Eigenkirche) zurückgeht.

In die Karolingerzeit fällt auch die erste geschichtliche Erwähnung des Dorfes Friesenheim im elsässischen Ried. Laut Urkunde vom 5. Mai 803 schenkte der Abt Diebold von Ebersheimmünster der Abtei Fulda zwei Gebiete: die Mark in Diebolsheim und in Friesenheim («marcas duas id est, in Dubileshain»). Wir bringen hier den Text — eine Formel, wie sie auch sonst in Schenkungen dieser Zeit vorkommt —:

«quiquid in illis duabus marchis visus sum habere, excepto quod nepote meo Hupone tradidi mancipijs, his nominibus Luitricum cum uxore sua Theatrada, et infantes eorum, et servum unum nomine Holzfrid, cum casalis et ædificijs, vineis, silvis, pascuis, aquis, aquarumque decursibus, vel omnibus adjacentijs . . .»

(«Was auch immer ich in jenen beiden Marken zu haben berechtigt bin, mit Ausnahme, was ich meinem Enkel Hugo an Pächtern (mancipii) namens Luitricum mit seiner Frau Theatrada und

deren Kindern, sowie einen Knecht mit Namen Gottfried übergeben habe, mit Wohnhütten, Gebäulichkeiten, Rebstücken, Wäldern, Feldern, Weiden, Gewässern mit allen Zu- und Abläufen»)

Die Denkschrift der Molsheimer Jesuiten vom 24. 9. 1757 bringt folgende interessante Feststellungen: «Les origines de Friesenheim sont enveloppées du voile de l'obscurité du temps. En 801 Diebold né dans la localité appelée maintenant Diebolsheim devint abbé d'Ebersheimmünster. Il accompagna Charlemagne dans son expédition contre les Saxons et les Frisons. Il est probable que des colonies de ces peuplades revinrent avec l'abbé Diebold et s'établirent le long du Rhin à Saxenheim ou Saasenheim et à Friesenheim des deux côtés du Rhin, à Schwobsheim et à Hessenheim. Comme Friesenheim était alors bien exposé aux inondations du Rhin, ce village n'eut point d'importance et fut probablement une annexe de Rhinau.»

Genau dieselben Gedanken finden wir in der handschriftlich verfassten: «Chronik der Gemeinde Friesenheim», und daran anschliessend bemerkt Clauss in seinem historisch-topographischen Wörterbuch (p. 359):

«Durch den Abt Diebold von Ebersheimmünster mit friesischen Fischern (St. Nikolaus, Patron der Fischer!) an einem Arme des Rheines, dessen längst ausgetrockneter Lauf noch jetzt hart beim Dorfe erkennbar ist, auf seinem Eigentum besetzter Ort, den er 803 dem Kloster Fulda schenkte» und bei Saasenheim (p. 950): «Alter, anscheinend von verbannten Sachsen besiedelter Ort.»

Die Bonifatiuskirche von Diebolsheim (Nachbarsdorf von Friesenheim) weist direkt auf den Fuldaischen Einfluss hin, dagegen dürfte das Nikolauspatrozinium in Friesenheim eine jüngere Pfarrgründung verraten. Die Verehrung des hl. Nikolaus, Bischofs von Myra, ist erst durch die Kreuzzüge in Abendland bekannt geworden. Hierzu sei ganz besonders darauf hingewiesen, dass der Kult des Heiligen als Patrons der Handelsleute, Schiffsleute und Fischer sich vorzüglich an Flüssen und Seen eingebürgert hatte, und dass er gleich nach der Gottesmutter angerufen wurde. Die Legende, wonach der Abt Diebold den Kaiser Karl den Grossen auf seinen Sachsenzügen begleitet hätte, ist geschichtlich nicht erwiesen. Er mag wohl eine grosse Rolle gespielt haben und ist daher — wie so manch anderer Fürst und Grundherr — in späterer Zeit in den Sagenkreis Karls des Grossen gebracht worden.

Frühere, wie auch die vor zwei Jahren in Friesenheim gehobenen Funde (vgl. Cahiers d'Ar-





Phot. A. Imbs



Friesenheim, Dorfstrasse – Am Ischtergraben

chéologie et d'Histoire d'Alsace 1934, No. 99) be- weisen, dass Friesenheim bereits zur Römerzeit besiedelt war. Nach den Bodenverhältnissen zu urteilen, war der Istergraben (Ister, Istre, Ischter), welcher dicht am Dorfe vorbeifliesst, ein ehemaliger Rheinlauf (Altrhein). Vor einigen Jahrzehnten noch bildete dieser damals sehr fischreiche Wasserlauf mit den Osterlöchern und der Lohr ein einziges Wassernetz. In diesen Gräben staute sich das Regenwasser, und die nachfolgende Versumpfung und Ausdünstung war einem Bericht aus dem Jahre 1839 zufolge so verhängnisvoll, dass man darin die Hauptursache von fieberhaften Erkrankungen (Malaria) und selbst des Kretinismus («de maladies fiévreuses et même du crétinisme») erblickte.

Von der Ister her zieht ein Kiesrücken in der Richtung des heutigen Dorfes und zwar des oberen Dorfes, wo in der Hinteren Gasse (Hexengässel, Thomannsgässel) bis 1760 die Nikolauskapelle (Holzkapelle?) stand. Gerade in diesen Kiesnestern, die besonders beim Auswerfen von Kiesgruben und Hausfundamenten zum Vorschein kommen, werden die Spuren der römischen und der nachfolgenden germanischen Ansiedler gefunden. Dieser Dorfteil und die Gewann über dem Zelsheimer- und Kirchweg bis zum Haufgraben heisst «Oberfeld». Ueber dem Istergraben

dem Rheine zu liegt die Gewann Ischter (Ister), seit unvordenklichen Zeiten die grösste Weidfläche des Dorfes. Dieselbe, welche 120 Arpents = 25 ha mass, wurde nach der Revolution aufgeteilt, diente aber noch lange Zeit dem Weidgang der Pferde, Kühe und Zöglinge. Gegen die Boofzheimer Banngrenze zu dehnt sich das «Unterfeld» aus.

Als der eingangs erwähnte Abt Diebold von Ebersheimmünster im Jahre 803 seine Mark in Dubileshain und in Friesenhain an das Kloster Fulda verschenkte und darauf sitzende Pächter und Knechte an seinen Enkel abtrat, hatte Friesenheim bereits den jetzigen Namen. Bekanntlich verloren die Westfriesen Ende des 7. Jahrhunderts an die Franken ihre Abhängigkeit, und die Mittelfriesen wurden in ihren Ursitzen im Jahre 734 durch Karl Martell dem Frankenreiche einverleibt. Im Zusammenhang mit Karl des Grossen Sachsenkriegen folgten die Ostfriesen. Der Gau Frisonofeld nördlich der unteren Unstrut ist eine ehemalige friesische Kolonie. Auch das badische Dorf Friesenheim (Patron St. Laurentius) führt Mone (Quellensammlung) auf eine Ansiedelung von Friesen zurück. Er glaubt sogar in einzelnen Familiennamen und besonders im Dialekt des 14. Jahrhunderts noch niederdeutsche und friesische Elemente entdeckt zu haben.

Ueberblicken wir das Gesagte, so scheint uns,



dass auch in dem Namen des elsässischen Friesenheim der Volksname der Friesen steckt. Es ist sicher kein Zufall, dass in den Dorfnamen der im Umkreis gelegenen Ortschaften Friesenheim (Baden, Pfalz), Saasenheim (759: Villa Saxones), Hessenheim (Hetenesheim, von Chatten, Patron St. Laurentius), Schwobsheim (Svabesheim 953) sich ebenfalls germanische Stammesnamen verbergen. Unserem geschätzten Archäologen Dr. R. Forrer gebührt das Verdienst, im Anschluss an die in den letzten Jahren, vorzüglich aber an die in Friesenheim (Gewann Oberfeld hinter dem Dorfe vulgo Plänkelfeld) gemachten Grabfunde, auf die Ansiedelung von Friesen, Hessen, Sachsen und Schwaben hingewiesen zu haben. Dr. Forrer hat festgestellt, dass das Mobiliar dieser Gräber des 6. und 7. Jahrhunderts besonders aber die handgeformten Gefässe — «Einwanderungen entspricht, die derjenigen der Franken zeitlich etwa parallel gehen, aber vielleicht nicht spezifisch fränkisch sind, ja nach der Vielartigkeit jener pseudo-prähi-

storischen Gefässe zu schliessen, aus recht verschiedenen Zentren zu uns gekommen sind.» (Vgl. Robert Forrer: Die Fortschritte der prähistorischen und römischen Forschung im Elsass 1913—1923, Frankfurt a./M. 1926 und in den Cahiers d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace 1934, p. 223: Varia mérovingiennes et cimetières mérovingiens inédits de... Friesenheim. Derselbe Forscher nimmt an, dass diese friesischen, hessischen, sächsischen und schwäbischen Völker «in kleinen Trupps» über den Rhein ins Elsass vorgedrungen seien, und zwar hätten sich infolge zu starker Vermehrung einzelne Familien von den rechtsrheinischen Ansiedlern losgelöst.

Möge diese kleine Studie, die lediglich eine Gegenüberstellung der verschiedenen Auffassungen über die Benamung des Dorfes Friesenheim sein soll, zu weiteren Forschungen anregen. Bis zur restlosen Lösung dieses interessanten Problems wird sicher noch «viel Wasser den Rhein hinunter laufen».



R. Küven

Rosheim



# HABSHEIM

Von Paul Stintzi

Am Fuss der letzten Sundgauhügel liegt die Ortschaft, durchschnitt von der grossen Nationalstrasse, die Mülhausen mit Basel, dem «goldenen Tor der Schweiz», verbindet. Wer kennt nicht noch aus Vorkriegszeiten den «Habsheimer Exerzierplatz» der Mülhauser Garnison, der mit der Entwicklung des Flugwesens im Elsass als Flugplatz eng verbunden bleibt! Wir denken an den Oberrheinischen Zuverlässigkeitsflug im Jahre 1911, an jenen Maisonntag, an dem Tausende und Abertausende aus Mülhausen mit der Bahn oder auf dem Rad oder gar zu Fuss hinausgezogen waren, um vom Rebberg von Habsheim aus die Ankunft des besten Fliegers zu erwarten. Stundenlang, bis endlich gegen Abend über der Hart von Freiburg her Hirths Taube erschien, als längstens die meisten wieder heimgekehrt waren. Habsheim, — weit bekannt auch durch seinen Jahrmarkt an Simon und Judae, durch seinen «Simon-Jüdi», an dem es nach gebratenen Kastanien duftet und der Neue in den zahlreichen Wirtschaften sein Szepter schwingt! Mit dem Altkircher «Kathrinen»- und «Micheli»-Markt der grösste im Sundgau. Zu Fuss, auf dem «Charabang», kamen unsere Sundgauer früher aus allen Dörfern, heute führt sie der Autobus mühelos nach dem Kantonshauptstädtchen.

Alter Kulturboden ist's, auf dem sich Habsheim entwickelt hat. Eine Römerstrasse, die Altstrass, durchschnitt einst den jetzigen Dorfbann, zog von Basel landabwärts, und in der Gegend hat man schon des öftern römische Funde freigelegt. Doch erst im Jahre 758 wird Habsheim zum ersten Mal urkundlich erwähnt anlässlich der Schenkung des Dorfes an das Kloster St. Gallen. Im Laufe der Zeiten wurde die Ortschaft Besitz der Herren von Hasenburg, von Asuel, deren Schloss unweit Lützel, im Berner Jura, lag. Aber noch andere Besitzer von Ländereien treffen wir in Habsheim, so aus Basel das Kloster St. Alban, aus Kleinbasel das Stift Klingental, die Abtei Lützel, die Klosterfrauen von Blotzheim, Ensisheim und Ottmarsheim.

Im Jahre 1186 schenkte Heinrich von Horburg, Basels Oberhirte, dem Stifte St. Ursitz (St. Ursanne im schweizerischen Doubstal) «ob seiner Armut» die Kirche von Habsheim samt ihren Gütern, doch alles im Einverständnis mit seinem Vetter, Heinrich von Hasenburg, aus dem bereits erwähnten Geschlecht. Das Chorherrenstift sollte den Pfarrer dortselbst ernennen und aufkommen für dessen Lebensunterhalt; dem Stift allein sollte das Recht zustehen, die Obrigkeit von Habsheim zu wählen, der Vogt des Stiftes hingegen durfte

dem Dorf nicht zur Last sein durch seine Jäger oder durch seine Knechte. Aus dem 14. Jahrhundert erfahren wir, dass unter der Linde des Spielhofes zu Habsheim eine Gerichtssitzung stattfand, im Verlaufe derer Propst Imier die Rechte und Einkünfte von St. Ursitz in Habsheim verteidigte gegen die ebenfalls hier begüterten Schaller von Basel. Unter den Zeugen wird erwähnt ein Jekelin von Zürich, Propst von Habsheim. Die Schaller mussten letzten Endes nachgeben. Bis zur Revolution waren der Propst und die Stiftsmitglieder von St. Ursitz Patronatsherren der Pfarrei Habsheim; sie hatten das Recht, den Pfarrer dem Bischof von Basel, zu dessen Bistum der Sundgau gehörte, vorzuschlagen, und bezogen Frucht- und Weinzehnten.

In politischer Beziehung war Habsheim Besitz der Habsburger und teilte mit diesem die Geschicke. Im Dorf gab es zwei Dinghöfe, den Schallerdinghof im Spielhof, dort, wo heute die Schule steht, und den Gliersdinghof. Von erstem hing der heute verschwundene Weiler Ratzheim zwischen Habsheim und Rixheim ab; er gehörte zuerst der bereits erwähnten Basler Familie und seit dem 17. Jahrhundert den Edlen von Rotberg, einem bei Maria Stein ansässigen Geschlecht. Dieses war auch begütert im Oberndorf, das aber heute völlig verschwunden ist. Der andere Dinghof gehörte den Herren von Gliers, die im Doubstal beheimatet waren und in Hirsingen zu hohen Ehren gelangten.

Noch besitzen wir die Dinghofordnung aus dem 16. Jahrhundert; sie berichtet, dass, wenn einer Huber wurde, er vier Schilling «zuo huobrecht» geben musste. Im Hornung musste er zum ersten «geding» erscheinen; diese Pflicht oblag ihm auch zum zweiten Ding, sollte man aber seiner beim dritten Gerichtstag bedürfen, so musste man ihm drei Schilling geben.

Den Habsburgern musste die Ortschaft Wein und Hühner entrichten; der Weinbau muss damals schon bedeutend gewesen sein — im Gegensatz zu heute — und auch der Verkehr auf der Basler Strasse war rege. Das beweist der von den Habsburgern erhobene Zoll. In der Steuerentrichtung stand Habsheim an der Spitze der meisten Nachbardörfer, was auf einen bedeutenden Flecken schliessen lässt trotz Pest, Krieg und Teuerung. Denn schwer und oft hatte Habsheim darunter zu leiden. Lag doch die Ortschaft an einem wichtigen Heerweg. Wohl schon im Jahre 1268 war es in den Fehden Rudolfs von Habsburg heimgesucht worden, im 14. Jahrhundert forderte der «Basler Tod» in der ganzen



Gegend seine Opfer, am Lukastag 1356 bebte die Erde im Jura und im Sundgau. Im Jahre 1409 wurde das Dorf mit dem nahen Dietweiler in Brand gesteckt im Kriege Basels mit dem österreichischen Herzog Leopold. Angstvolle Stunden erlebten die Habsheimer, als anno 1445 Dietweiler und Schlierbach in Flammen aufgingen, doch verschonte der Sundgaukrieg unsere Ortschaft. Zwanzig Jahre später aber, im «Sechsplappertkrieg», sollte sie die Schrecken der Verwüstung kennen. Adlige und Habsburger standen den Mülhausern und den Eidgenossen gegenüber. Die Habsburger, die österreichisch gesinnt waren, schädigten die Mülhäuser durch Plünderungszüge; dafür verbrannten diese den Flecken Habsheim.

Aus dem Jahre 1577 kennen wir Habsheims Gemeinendordnung. Dieses umfangreiche Dokument enthält Andeutungen über das Sturmläuten: «es soll niemand zusammenluden oder stürm lüden», ohne die Erlaubnis des Schultheiss oder wenn «brandt im flecken üsging». In diesem Fall musste man mit der grossen Glocke beginnen, bei einer Feuersbrunst in der Umgebung aber mit der kleinsten. Jeden Montag musste der Schultheiss das Wochengericht halten, auch unverzüglich Recht sprechen, wenn «gespenn undt irdum» vorlagen und die Parteien das Wochengericht nicht abwarten wollten. Am Tage nach Mariä Himmelfahrt erfolgte die Ernennung der Geschworenen, des «gewerffers», der das Erntegewerf einziehen musste, die Erneuerung von fünf Winzern und von zwei «schauermeistern, die da brott und fleisch lebendig und dott beschauwen» sollten. Vierzehn Tage vor Herbst wurden die Weinlader und -träger ernannt, am Martinstag der neue Bannwart. Nur Bürger durfte man beherbergen, und die Wirte durften keinen Wein in den Keller legen, der nicht angeschnitten war. Niemand durfte auf Herbst fremden Wein einführen; verboten war der Verkauf oder die Schenkung liegender Güter an Aushändler. Habsheims Jahrmarkt an Simon-Jüdi spielte damals eine bedeutende Rolle durch seine Vielseitigkeit. Das beweist die «Jorr Marekhts Ordnung», die uns unter den Verkäufern folgende Handwerker erwähnt: Tuchhändler, Kürschner, Weissgerber, Waffenschmiede, Kannengiesser, Kessel- und Messerschmiede, Seiler, Sattler, Schürzenkrämer, Käshändler, Holzgeschirrkraemer, Hutmacher, Gewürzverkäufer, Gürtler, Barbier, «Giesskrämer», Spengler, Schuhmacher, Nadler, Wannen- und Siebmacher, Hafner, Fischhändler, Karrenschmied, Schlosser, Tischmacher. Auch Heringe, Oel und Hürlinge (junge Hechte) wurden verkauft. Aus derselben Zeit kennen wir den Eid der Geschworenen, der Winzer und Fleischbeschauer, der Bannwarte und Hirten, der Boten, Knechte und der Hebamme. Im Gegensatz zu heute, wo

sich die Israeliten besonders in den Städten niedergelassen haben, gab es früher deren ziemlich viele in Habsheim, denn es wird uns ein «Juden-eid» mitgeteilt. Der Israelit musste die Hand «gegen sinnen hertzenn» legen, während der Richter ihn fragte: «Judt, bezügst du und schwerest by Gott, dem Almechdigenn Vatter Zabaott oder bi Gott, der Moisses im Busch erschinnen ist oder by dem waren Vatter Adamayy . . .», worauf der Schwörende erwiderte: «Ja, das isch schwer, dem ist also». Noch im 16. Jahrhunderte werden uns die Tore des Fleckens Habsheim erwähnt: an der Basler Strasse oben und unten am Dorfausgang, das dritte in der Richtung des Rebbbergs, das vierte am Landauerweg. Ein Etter oder Dorfzaun umgab die Gemeinde; die Bewohner lebten neben dem Rebbbau von Ackerbau und Viehzucht. Gepflanzt wurden Weizen, Roggen, Hafer, Dinkel, Erbsen, auch der Obstbau war entwickelt. Eine bedeutende Einnahmequelle war endlich die Schweinezucht im «Schweingarten» und in der an Eicheln reichen Hart.

Doch kehren wir zur äussern Geschichte des Fleckens zurück. Die Eidgenossen hatten ihn 1499, im Schwäbischen Krieg, in Brand gesteckt, und im Bauernkrieg schlossen sich Schultheiss und Geschworene sowie viele Bürger der Bewegung an, die gerade in der dortigen Gegend ihren Anfang genommen. Sie verweigerten die Steuer, mussten aber nach der Niederlage der Bauern Schadenersatz leisten. Die schwerste Zeit brach im 17. Jahrhundert mit dem Dreissigjährigen Krieg über Habsheim herein. Schon anno 1610 suchte die Pest die Ortschaft heim, aufs neue wütete sie von 1628—52. Obwohl erst mit dem Schwedeneinfall der Krieg seine Geissel in der Habsheimer Gegend schwang, war es doch seit 1622 nicht mehr hier sicher. Das beweist der Raubüberfall mehrerer Soldaten auf einige Schweizer in der Nähe von Habsheim. Als zehn Jahre später die Schweden in den Sundgau einfielen, flüchteten die Habsheimer sei es nach Mülhausen, sei es in die Schweiz. Der Pfarrer von Habsheim, Heinrich Bryat, hat uns über jene grauensvollen Tage wertvolle Mitteilungen hinterlassen. Längere Zeit stand das Dorf leer, doch ist die Tradition, dass nur drei Häuser nicht zerstört wurden, in das Gebiet der Sage zu weisen. Erst 1640 kehrten die Bewohner zurück, aber noch war des Elendes nicht genug. Anno 1641 litt die Ortschaft unter einer Ueberschwemmung, wobei die Fässer in den Kellern umherschwammen. Dann kamen Einquartierungen ohne Ende, Fehljahre, Krankheiten. Abermals flüchteten die Bewohner im Jahre 1652 beim Einfall der Lothringer zweimal; entvölkert war die Gegend. Das erklärt die starke Einwanderung aus der Schweiz und aus Baden. Allmählich erholte sich Habsheim wieder, nicht zuletzt durch den neu aufblühenden





Feldkapelle bei Düppigheim



Acker- und Weinbau und die Entwicklung des Postwesens auf der Basler Strasse. Zahlreiche Wirtschaften schenkten einen guten eigenen Tropfen aus, Stein- und Leimengruben wurden ausgebeutet und eine Ziegelseueer errichtet. In den folgenden Kriegen blieb Habsheim verschont, trotzdem man sich im Spanischen Erbfolgekrieg bei Chalampé, im Oesterreichischen bei Klein-Landau schlug. Erst in den Revolutionskriegen konnte Habsheim wieder Requisitionen und Einquartierungen.

Das letzte Jahrhundert sah die Eröffnung der Bahnlinie (1840), die Hebung des Schulwesens, die Einführung von zwei neuen Märkten und die Entwicklung der Industrie im nahen Mülhausen, die zahlreichen Habsheimern Beschäftigung bot. Am 9. August 1914 war die Ortschaft Zeuge der ersten Schlacht im Oberelsass, die sich besonders im «Unterdorf» und im Rebburg abspielte. Heute hat der Weinbau wiederum zugenommen, und durch Habsheim fahren die Autocars nach Basel, nach Landser und nach Hüningen.

An Sehenswürdigkeiten besitzt Habsheim nur einen einfachen von 1602 datierten Brunnen und am alten Gemeindehaus das Dorfswappen mit der Jahreszahl 1578. Habsheim darf sich aber rühmen als Geburtsort des spätern elsässischen Historikers und Hagenauer Bibliothekars Hanauer, der als Sohn eines Steuerbeamten hier im Jahre 1828 zur Welt kam. Und als «Einnehmer» wirkte in Habsheim zeitweilig ein anderer Forscher unserer Heimatgeschichte, Stoffel, der hier seine Studien über die Dinghöfe, die Rodel und die Sagen mit vollem Erfolg betrieb. Aus Habsheim stammte der Kapuzinerpater Bonagratia Schlosser (1604—72), der vor der Revolution sich durch sein Wissen im Kanonischen Recht einen bedeutenden Namen erworben hat. Hier wirkte auch als Seelsorger der bereits erwähnte Heinrich Bryat, der bekannteste Pfarrer der Ortschaft. Ihm verdankte Habsheim die Hebung des religiösen Geistes und den Aufschwung der Pfarrei in den schwersten Zeiten des 17. Jahrhunderts. Seine Pfarrbücher sind eine zuverlässige Chronik jener sorgenvollen Tage. Den 4. November 1655 erlebte er die Neueinweihung seiner durch die Truppen geschändeten Kirche sowie des heute verschwundenen Pfarrhauses. Er selbst fand im Jahre 1667 im Chor seine letzte Ruhestatt.

Diese Kirche wurde, da sie baufällig geworden, im Jahre 1789 durch die jetzige ersetzt. Am

bekanntesten war unter den Altären jener der hl. Katharina, der seinen eigenen Kaplan besass. Vom Gebweiler Dominikanerkloster aus war eine Rosenkranzbruderschaft im ausgehenden 17. Jahrhundert hier eingeführt worden.

Unweit der letzten Häuser hart an der Strasse nach Basel liegt die Wallfahrtskapelle Maria im Feld. Wann sie entstanden, ist nicht bekannt; doch hat sie schon im 15. Jahrhundert mit eigener Kaplanei bestanden, geriet aber zeitweilig in Verfall. Die Habsheimer stellten sie wieder her; zwei «Meier» verwalteten das Heiligtum, während des 16. Jahrhunderts verrichtete ein Kapellenbruder den Sakristandienst. Nach den Wirren des Dreissigjährigen Krieges, der sie verunehrt hatte, musste die Kapelle neu eingeweiht werden (1655). Sie nahm aufs neue einen grossen Aufschwung, bis sie die Revolution schloss. Damals brachte man die drei Muttergottesbilder in die Dorfkirche. Erst 1806 wurde sie wieder dem Kult übergeben und darum der Gottesacker angelegt. Auf dem Altar steht das Gnadenbild, die Madonna mit dem Kind, vermutlich aus dem 16. Jahrhundert stammend. Das erklärt vielleicht die Tradition, als habe ein Bauer in den Zeiten der Glaubensspaltung bei einer Versteigerung in Basel ein Muttergottesbild erstanden. Er sei damit landabwärts gefahren, doch sei der Wagen bei der heutigen Kapelle stehen geblieben. Daraufhin habe man das Heiligtum erbaut. Auch die beiden andern Muttergottesbilder sind Arbeiten des 16. Jahrhunderts. Jeden Samstag findet Gottesdienst hier statt, und gross ist stets die Zahl der Pilger, die besonders um Schutz bei Hagelwetter beten.

In der Wallfahrtskapelle sieht man ein aus Holz geschnitztes Haupt des hl. Johannes des Täufers; dieses befand sich früher in der St. Johanneskapelle der verschwundenen Ortschaft Oberndorf. Diese Siedlung gehörte mit Habsheim dem Stift St. Ursitz, verschmolz aber im 16. Jahrhundert mit dem Flecken; das Kirchlein ging in der Revolution zu Grunde. Aber der Name «Johannisbrünnlein», eine Quelle, die vielleicht mit dem Patronat des Täufers auf ein hohes Alter des Dorfes hinweisen dürfte (vielleicht eine Taufstätte?), erinnert heute noch an die abgegangene Ortschaft. Die St. Petersquelle hält das Andenken wach an Bessincourt — St. Petrus war der Kirche Schutzpatron — das auch schon längstens verschwunden ist. Auch hier war St. Ursitz reich begütert, wie überhaupt dieses Jurastift die Vergangenheit der ganzen Gegend stark beherrscht.



# Die Geschichte vom Hunde Jimmy

Von Alfred Pellon

Die war so: Sein Herr, mit dem ich befreundet war, hatte wenig Zeit für ihn. Tagsüber sass Jimmy meist am Fenster des alten Hauses und schaute hinunter auf die stille Strasse. Eines Tages nahm ich ihn zu einem Spaziergang mit. Seither liebte ich ihn, wie man selten einen Menschen lieben kann. Das mag übertrieben erscheinen, und doch ist es so. Aber ich will eine Erklärung dafür abgeben.

Es war in Metz. Es ist schon sehr lange her. Ich ging in jener Zeit oft und weite Strecken ins Land hinein. Es war sonst nicht meine Art, allein zu wandern. Aber seit Jimmy mich begleitete, war es eine Freude. Ich hatte mich daran gewöhnt, ihn täglich abzuholen. Jimmy war der beste und gescheiteste Hund, den ich kannte. Er war ein Boxer. Nicht so einer mit fletschenden Zähnen und rinnenden Lefzen. Nein! Er war ein mittelgrosser Boxer mit einem schönen, braunen Negerkopf und mit unsagbar gütigen Augen. Wenn ich kam, um ihn mitzunehmen, gebärdete er sich gar nicht wie andere Hunde. Er sprang nicht im Uebermass der Freude im Kreise herum. Er schaute mich nur an, den Kopf auf die Seite geneigt, als wollte er sagen: Da bist Du. Gehen wir. Auch draussen benahm er sich manierlich. Er schnappte nicht nach Schmetterlingen. Und er liess auch die Hühner und Katzen zufrieden. Er ging gemessen und behaglich einige Schritte vor mir her. Nur manchmal, wenn jemand nahte, der ihm irgendwie verdächtig erschien, kam er ganz dicht an mich heran. Grimmig schielte er nach dem Vorübergehenden, und hinterher blickte er befriedigt zu mir auf. «Sei beruhigt. Niemand tut Dir etwas. Bei mir bist Du ganz sicher!»

So ging er stundenlang mit mir, durch die einsamen Wege des Vallièrestales. Es war Frühling um uns her, und alles blühte ringsum. Und die helle Glocke des Klosters der Kleinen Schwestern schallte weithin über das Land. Draussen, fern von allen Menschen und Mauern, setzten wir uns auf einen sanft geschwungenen Hügel. Vor uns breitete sich die Landschaft, anschwellend und abebbend, wie ein sich ewig wiederholendes Lied. Und darüber die hochgewölbte Kuppel des Himmels. Und die weissen Wolken, die so schwer und trunken von all dem Sonnenlicht waren. Und die vielen kleinen Schönheiten der Erde, die so leicht verloren gehen, wenn man sie nicht liebt. Aber das schönste Geschenk dieser Erde war doch Jimmy, der warm und lebendig neben mir sass, und dessen gute Augen mich mit dem Ausdruck eines umfriedeten Daseins ansahen. Es

gab nichts Unergründlicheres als diese Augen. Denn sie waren wechsellvoll wie der Himmel, der sich in ihnen spiegelte. Und sie standen in einem wirklichen Gesicht. Stundenlang sprach ich alles mögliche in sie hinein. Ueber mich und meine Alltagssorgen. Ja, Jimmy, man hat es nicht immer leicht. Dann streckte er sich in den Vorderbeinen, erhob sich langsam, legte seinen schönen Negerkopf mit schmeichelnder Vertraulichkeit an meine Wange und küsste mich. Ja. Er küsste mich.

Einmal durchschritten wir den Privatweg eines alten, verwilderten Parks, dessen Durchgang verboten war. Plötzlich stand der Flurschütz vor uns. Er nahm eine angreifende Haltung an: «Wissen Sie niescht, dass man niescht hier darf gehen mit Hünden?» Ich entschuldigte mich französisch, aber der Mann hielt es mit der Amtssprache. Er holte sein Notizbuch hervor und wollte zu schreiben beginnen. Jimmys starke Flanken stemmten sich gegen meine Knie. In seinen aufleuchtenden Augen war der Schimmer eines Lächelns. Der Flurschütz wagte sich nicht in unsere Nähe. Wehe, wenn er es getan hätte. «Wer wagt es, in den Dunstkreis meines Herrn zu treten?!» drohte Jimmys Blick. Der Mann rückte seine Dienstmütze von einem Ohr auf das andere: «Binden Sie die Hund an!» — «Ich habe leider keine Leine bei mir», erwiderte ich höflich. Er trat einige Schritte zurück: «Sacré Chien! Isch mach mein Service. — Man muss machen eine Protokoll für daas!»

Eine Weile standen wir so, da. Unschlüssig. Das beste wäre, dachte ich mir, ohne grosse Worte einfach im Unterholz zu verschwinden. Ich verliess mich darin auf Jimmy. «Wie werden wir nur durchkommen?» sagte ich zu ihm. Er blinzelte mich an, und wir machten auch schon Kehrt. Jimmy kroch hinter mir her. Jeden Moment zurückschauend, ob der Beamte uns nicht verfolge. Nach einer halben Stunde öffnete sich vor uns eine stille Wiese. Ein paar aufgeschreckte Lerchen schossen erschrocken vor uns davon. Sonst rührte sich nichts mehr. Und den Feldhüter waren wir los. Ich streichelte meinen Freund. Guter Jimmy! Es wäre mein erstes Protokoll gewesen. Nun durften wir stehen bleiben und uns an dem blaugrünen Aehrenmeer freuen und an den hoch aufsteigenden Lerchen. Die Sonne kochte das fette Land gar mit Kuckucksblumen, Hahnenkraut und Vogelstimmen darin. Und Jimmy war ganz aufgeregert vor Freude. Sein Gebell durchschlug die satte Luft.



Dann gingen wir langsam die verschlungenen Pfade am Waldrand entlang und legten uns zum Schlafen unter einen Rotdornbusch. Haupt an Haupt ruhten wir dort miteinander, verloren an den tiefen Schlaf der Erde. Als wir erwachten, blinzelte Jimmy mich träge an: So müsste man immer leben. Zwischen Hecken. Da, wo es schön warm ist und gut riecht. Auf unserem Heimweg wirbelte der Staub hoch auf der trockenen Landstrasse. Ein erregender Duft von Schwertlilien, Flieder und Petersilie kam von den Gärten her. Es wurde allmählich Abend. Noch glänzte die Mitte des Himmels wie antikblaues Porzellan. Aber am Horizont stieg es schon matt und müde herauf. Die ferne wandernde Sonne legte einen zartroten Schleier über Jimmy. Und jeder Baum zeichnete blaue Schatten in sein goldbraunes, seidiges Fell. Hinter den Turmhelmen des Deutschen Tores kräuselte es sich blaugrau und kerzengerade hinauf, die vielen Rauchfahnen der

Schornsteine, vom Abendessenkochen. Die Stadt umfing uns, heimatlich und nah. So. Nun musst Du nach Hause gehen, Jimmy! Er blickte mich traurig an. . .

\*

Man wird sagen: Das ist nichts Aussergewöhnliches. Andere Hunde sind auch so gutmütig und zutunlich. Das ist eben ihre Hundearart. Gewiss! Und deshalb liebe ich auch alle Hunde, weil sie liebe und gute Geschöpfe sind und weil sie Böses mit Gutem vergelten. Aber andere Hunde sind doch nicht so, wie Jimmy es war! Ich habe so manches ernste Gespräch mit ihm geführt, und ich muss sagen: Jimmy war wirklich ein aussergewöhnlicher Hund! Der heilige Franziskus hätte seine Freude an ihm gehabt! Er gab mir geistige Anregung und Sinnenfreude. Er liess mich den Wert wahrer Kameradschaft erkennen. Er war der Inbegriff aller Lebensweisheit!



Phot. H. Siefert .

Holbach bei Bitsch



# Die Wirte vom Felsenpass

Eine heitere Geschichte aus den Vogesen von Fr. Lutzinger

## I.

So lange es den Bewohnern jener Gegend gedenkt, hatte sich oben auf dem Felsenpass, der aus dem elsässischen Teil ins altfranzösische Tal hinüber führt, eine einfache, ländliche Wirtschaft befunden, richtig geschaffen für Holzhauer aus den Bergwäldern oder für Fuhrleute, die mit einem schwer beladenen Karren oder Wagen über die Höhe zogen und dort Rast machten, um sich und ihren ermüdeten Tieren vor der Talfahrt etwas Ruhe zu gönnen. Denn die alte Strasse, die sich in zahllosen Schleifen auf beiden Seiten des etwa tausend Meter hohen Passes hinanzog, verlangte Zeit und Anstrengung. Als dann die Mode der Städter kam, mit Rucksack und Bergstock die Vogesenhöhen zu bevölkern, hatte es ihnen ebenfalls in jener engen, niedrigen, aber besonders zur rauhen Jahreszeit so gemütlichen Wirtschaft gefallen, wo man im Warmen und Trockenen sass und mit urwüchsigen Typen der Gegend ein interessantes Gespräch führen konnte. Damals war der weithin bekannte Tonauer Wirt oben gewesen, schon seit vielen Jahren, und er glaubte, der Menschenwelt und dem Fortschritt einen grossen Dienst dadurch geleistet zu haben, dass er auf das Wirtshaus noch ein Stockwerk mit sechs Fremdenzimmern aufbauen liess, wo man bei einfachem Möbelzeug und Gerät für billiges Geld übernachten konnte, wenn man nicht hinunter ins Tal wollte. Und viele Wanderer nützten die Gelegenheit aus, so dass oft kein Platz mehr frei war und der Tonauer kein übles Geschäft mit seinem Aufbau gemacht hatte. Und da viele Städter noch eine ganz besondere Marotte liebten, nämlich im Heu übernachten zu wollen, auch wenn es ein Schlafzimmer gab, so sorgte er als guter Geschäftsmann auch dafür, dass diese in der warmen Jahreszeit in einem stets mit gutem Heu und Stroh gefüllten Schuppen ihre Lieblingsidee ausführen konnten. «Jedem Tierchen sein Pläsierchen!» dachte Tonauer, wenn er des Morgens ihre paar kleinen Münzen einstrich: «Gut geschlafen im Heu, Herr? Nicht wahr, viel gesünder als im Bett. Und mal was anderes als zu Hause, wie jeden Abend?» — Er wusste schon, dass die Ausflügler das gern hatten, wenn es etwas Besonderes gab auf ihren Exkursionen.

Und dann kam wieder eine grosse Umwälzung: der vierjährige Krieg zwischen den Deutschen und den Franzosen, der dadurch, dass die Gefechtslinie nahe dem Bergkamm verlief, die Gebäulichkeiten auf dem Felsenpass fast völlig durch

Artilleriefeuer zerstörte. Als Tonauer nach dem Friedensschluss wieder nach dem Passe emporstieg, erkannte er an den Trümmern sein altes Besitztum kaum wieder. Doch wollte er nicht so schnell auf den guten Platz und sichern Erlös verzichten und liess aus übrig gebliebenem Kriegsmaterial eine Holzbarracke errichten, einstöckig, aussen mit Wellblech verkleidet und innen gegipst. Das war zwar alles sehr notdürftig, erfüllte jedoch während der langen Wartezeit auf einen Wiederaufbau der massiven zerstörten Gebäulichkeiten ganz gut seinen Zweck. Und das Geschäft blühte auch so, da viele Neugierige in die Gegend kamen, um die Wirkungen des Krieges in Augenschein zu nehmen. Im ersten Stockwerk gab es nur vier Fremdenzimmer, luftig und leicht, aber sie standen selten alle leer. Und wenn der scharfe Wind aus Südwesten kam, sagte Tonauer seelenruhig zu seinen Gästen, wenn sie mit einer Kerze versehen die schmale Holzterrasse hinaufpolterten zur Nachtruhe: «Heut Nacht gibt's einen guten Sturm, Ihr müsst achtgeben, dass Euch das Federbett nicht fortfliegt, wenn er am ärgsten pfeift, die Wände sind leider etwas undicht!» — Aber wenn man müde war vom langen, beschwerlichen Wandern auf halberstörten Bergpfaden, schlief man auch im stärksten Luftzug einen gesunden Schlaf. Und wer allzu empfindlich war, sollte lieber in der Stadt bleiben. Und die Nachkriegszeit brachte wieder eine Aenderung der bestehenden Gewohnheiten mit sich.

Die durch fette Kriegslieferungen üppig ins Kraut geschossene Automobilindustrie legte sich mächtig ins Zeug und sah es nach amerikanischem Muster darauf ab, jeden Staatsbürger über zehn und unter achtzig Jahren mit einem eigenen Benzinwagen auszustatten. Noch hat sie ihr hohes Ziel nicht ganz erreicht, doch der Städter und der Tourist merken es in jeder Minute, dass sie auf dem besten Wege dazu ist. Und Tonauer und die andern Vogesenwirte merken es auch, sobald die durch Gefechtsoperationen schadhafte gewordenen Gebirgsstrassen der Vogesen wieder in schön fahrbarem Zustand gebracht worden waren. An schönen Sonntagen standen die Autos in langen Reihen am Felsenpass, während ihre Besitzer von einem nahen Aussichtspunkte aus den Fernblick über die elsässischen Berge genossen. Diejenigen, die nach einem Nachtlager im Heuschuppen fragten, wurden unter den Gästen immer seltener, und diejenigen, die sich nach einer Garage erkundigten, wurden häufiger. Und Tonauer wurde



viel mehr um Benzin angegangen als um seinen weithin bekannten Enzianschnaps wie früher. Ein Geruch aus Lack, Kautschuk, Schmieröl und Essenz stieg in die Höhe und verdrängte den milden Harzduft der nahen Nadelwälder, nahm sogar den Kampf auf mit den lieblichen Gerüchen, die aus Madame Tonauers als «gut» anerkannter Küche kamen. Und wo früher nur kräftige Gestalten in Bergtracht mit Rucksack und genagelten Stiefeln geschritten waren, trippelten jetzt vorsichtig niedliche Füßchen die paar Schrittmacher vom Tourenwagen nach dem Verkaufsladen, um Ansichtskarten zu kaufen. Ja, die Zeit war gründlich anders geworden, ob die Menschen dabei besser geworden waren, das war die Frage. Die Familie Tonauer hatte jedenfalls den Eindruck, als wäre das Gegenteil der Fall.

\*

So standen die Dinge, als eines Sonntags der einzige Sohn Tonauers, Louis, zu Besuch kam. Er hatte infolge des Aufenthalts seines Vaters im Innern Frankreichs in den vier Kriegsjahren ganz die französische Art angenommen, war Direktor eines grossen Hotels eines bekannten Badeorts am Mittelmeer geworden und hatte eine Pariserin geheiratet. Er hatte dem Wunsch nicht widerstehen können, wieder einmal seine Heimaterde zu begrüßen, und hatte seine Frau im bequemen Tourenwagen nach dem Felspass mitgebracht, ein zierliches, quecksilbriges Persönchen wie ein Nippfigürchen auf einem Kaminsims, ein mit Farbstiften zurechtgeregeltes Gesichtchen, wie sie die einstigen Porzellanpuppen besaßen, die «Mama» sagen konnten. Es gefiel ihr sehr in diesem rauhen Lande. «Aber das ist ja ganz entzückend», rief sie aus, als sie das Innere des «Grand Hôtel-Restaurant du Col des Rochers» betrat, wie die Bretterbehausung ihres Schwiegervaters stolz benannt war, «man glaubt sich ja in eine Blockhütte eines amerikanischen Wildwestfilms versetzt. Auf diesem grobgehobelten Tisch wird gegessen? Der wäre mir ja als Fussboden zu rauh. Oh, welch' reizendes, halbwildes Land, nicht wahr, Louis?» — «Ja, ein halbes Jahrhundert zurück durch die eigene Schuld und die des Krieges. Was liesse sich hier nicht alles machen, Papa, ein Höhenluftkurort liesse sich aus diesem Felsboden stampfen, wenn ein unternehmungslustiger Geist da wäre. Die Leute kommen ja gern nach dem Felspass, eine unendliche Kette Autos versperrte uns die Anfahrt!» — «Ach ja», meinte der Alte, «früher war's freilich ruhiger und gemüthlicher hier oben!» — «Träumereien, siehst du denn nicht, dass das Geld hier auf der Strasse liegt und nur ein kluger Kopf dazu gehören würde, es scheffelweise aufzuheben, um in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden? Die Reisen-

den halten alle hier an, obwohl ihnen absolut nichts geboten wird, wie erst dann, wenn man für Komfort, Luxus und Zerstreung sorgen würde!» — «Es ist so, wie ich dachte, Louis, deine glänzende Karriere lässt dich nur noch an das Grosse und Neue denken, aber dafür begeistert sich hier keiner. Wir sind herzlich froh, wenn wir unsere früheren, soliden Gebäude wieder zur Verfügung haben!» — «Vater, hör' mich an. Ich denke doch nicht, dass du dein altes kleines Wirtshaus wieder wirst aufbauen lassen, so wie es war, wenn Du deine Kriegsschadenssumme bekommst? Das wäre ja eine unkaufmännische Tat erster Ordnung. Nimm einige reiche Leute zusammen und stell ein Palasthotel mit zirka zweihundert Zimmern für Automobilisten hin, ich wette meinen Kopf, dass du Erfolg damit hast!» — «Nein, das sind keine Dinge für mich, solch ein Prachtpalast würde zu mir passen wie ein Seidenstrumpf an das Bein einer Kuhmagd. Ich bleibe einfach, wie ich's immer war, und kam noch stets auf meine Kosten. Ich freue mich ja so darauf, wenn ich wieder daheim bin in meinem Haus, ganz nach dem frühern Plan wiederhergestellt. Und du, Louis, würdest du nicht auch gerne wieder die Räume neu ersehen sehen, in denen du deine ganze Jugend verlebt hast?» — «Das sind Gefühlsduseleien, Papa, die keinen Centime einbringen, es heisst mit der Zeit gehen, sich mit Feuereifer auf die Jagd nach dem Golde werfen!» — «Nichts für deinen alten Vater, Louis, glaub mir's. Da gehört ein junges Blut dazu. Warum baust du es nicht selbst, dein Riesenhotel?» — «Ja, warum baue ich es nicht selbst? Du hast recht, Papa; ich könnte es doch wohl riskieren!» — «Aber ob dein lebenslustiges Weibchen sich in dieser Einsamkeit zwischen Felsen und Bergen wohlfühlen würde?» — «Es wird ja dann nicht mehr einsam hier sein! Ein sprudelndes Leben wird hier erblühen, hellerleuchtete Fenster werden den Bewohnern der beiderseitigen Täler in hellen Nächten erzählen, dass hier oben Lust und Leben rauscht!» — «Du wirst dann mein Konkurrent sein. Aber trotzdem hast du meinen Segen dazu!»

## II.

Louis hatte die Finanzleute gefunden, die ihm das Geld zum Bau seines «Grand Hôtel du Col des Roches» gaben. Bei seiner Frau hatte er einigen Widerstand gefunden, aber er hatte ihn durch Versprechungen schnell zu besiegen gewusst. Nichts sollte ja in diesem Palaste fehlen, was zu Kurzweil und Lebensgenuss beitragen kann. Und nach einiger Zeit eifrigen Bauens stand der Steinkoloss fertig da und blickte stolz über die Passstrasse hinüber auf die kleine Wirtschaft gleichen Namens, die jetzt auch wieder in





Phot. Jap, G. Daubner fec.

Das Wormsatal

früherer Form auferstanden war, einfach und anspruchslos wie einst in alten Tagen, wo noch Petroleumlampen von der Decke hingen. Nun aber brauchte Tonauer fast gar kein Licht mehr, tagheller Lichtschein aus unzähligen elektrischen Diffusoren glitt aufdringlich herüber und hob das Dunkel auf, auch wenn kein Licht in dem Gasthofs brannte. Der alte Wirt hing am Gewohnten und Ruhigen, sein Sohn wollte die grosse Welt an den einsamen Gebirgspass locken. Aber oft sassen die beiden in der behaglichen Gaststube zusammen, da Louis doch am Elternhause hing. Und dann gab es das gewohnte Gespräch der beiden, dessen Inhalt und Form unter zehn Malen neun Mal die gleichen waren.

«Nun, Vater, wie gefällt dir mein Hotel?» — «Nicht übel!» — «Denk doch, zweihundert Zimmer!» — «Und meine Marianne behauptet immer, unsere sechs gäben schon zu viel Arbeit!» — «In allen Zimmern fliessendes Wasser!» — «Bei mir auch; sobald die Gäste die Waschkrüge umleeren, fängt es auch schon an herauszufliessen!» — «Spassvogel, der du bist. Aber warm und kalt!» — «Haben wir auch. Im Sommer ist unser Brunnenwasser lauwarm und im Winter eiskalt!» — «Eine Riesengarage für sechzig Autos!» — «Möglich, aber mein Maulesel im Stall ist zehnmal klüger als alle deine sechzig Benzinkästen und verpestet die Luft viel weniger!» — «Zentralheizung, Personenaufzug, das alles fehlt dir. Und meine Küche, der beste Koch der Riviera! Seine Hors-d'œuvres sind weltberühmt!» — «Und meine

Marianne, deine Mutter, kocht den besten Hasenbraten im ganzen Gregoriental und drüber hinaus; streite mir das mal ab!» — «Kann ich nicht gut. Und fast jedes Zimmer mit Bad!» — «Darf ich von meinen Gästen gar nicht verlangen, sie würden es als Beleidigung auffassen.» — «Deine Holzhauer und Fuhrleute natürlich. Wie kannst Du an solchen Leuten Spass haben!» — «Sie sind mir lieber als deine aufgeputzten, nobeln Herrschaften, bei denen man nie ganz sicher weiss, ob sie ihr Vermögen auch auf ehrliche Art und Weise zusammengerafft haben.» — «Ich habe Weinzwang!» — «Bei mir trinken sie alle freiwillig!» — «Schöne, glatte Parkettböden wie ein Wasserspiegel!» — «Danke, wo man sich allzuleicht ein Bein bricht. Da ist mir mein einfacher Dielenboden schon lieber!» — «Mit dir kann man nicht reden, du hängst an dem Althergebrachten wie eine Klette. Was verdienst du denn an deinen paar Fremden? Lächerlich wenig, was die Herren Touristen, die zu Fuss über die Felsenbuckel stolpern, einem Wirte zu verdienen geben. Heutzutage muss man sich an die Autobesitzer halten. Da ist wenigstens Geld zu holen, da sie den Grossen spielen müssen, den Schein wahren, auch wenn nichts Grossartiges dahinter steckt. Aber das wirst du ja doch nie verstehen und zugeben!» — «Ich lasse dir deine Gäste, lass du mir die meinigen, dann findet ein jeder am Felspass das, was ihm zusagt!»

Und trotz öfterer Wechselreden dieser Art blieben Vater und Sohn gute Freunde; da sie ja,



streng genommen, keine Konkurrenten waren, ein jeder hatte seine Kundschaft, die ihm treu blieb, und lächelnd auf das Gegenüber schaute. Und wenn an festlichen Abenden die Jazzkapelle im Grand Hôtel die neuesten Modetänze herüberschmetterte, zog Tonauer sein Grammophon auf, und dann drehten sich bald Knechte und Mädchen im Takte eines uralten, aber immer noch schönen Walzers. Gewiss kamen beide auf ihre Kosten, jeder auf seine Art, wie er es liebte und gewohnt war, und in dem Masstab, wie das Haus es verlangte.

Eines Tages kam der Sohn besonders freudig gestimmt in das Elternhaus herüber: «Denkt Euch, mein Höhenhotel fängt an, überall bekannt zu werden, und in den höchsten Kreisen beginnt man davon zu reden. Blickt hinaus! Seht Ihr die zwei schönen grossen Sechssitzer vor dem Hauptportale halten, es ist die Gräfin de Grand-Gras aus Paris mit Begleitern. Meine Frau ist vor Freude fast aus dem Häuschen: Landsleute in dieser einsamen Gegend! Ich bin stolz; welche Reklame wird diese vornehme Dame in Paris für mein Hotel machen, wenn es mir gelungen ist, sie zufrieden zu stellen. Eine ganz entzückende Person! Sie ist ganz verliebt in diese Berge. Sie möchte vierzehn Tage hier oben bleiben, jeden Tag eine weite Ausfahrt irgendwohin machen und des Abends hierher zurückkehren, um den Tag bei Champagner, Tanz und Flirt zu begraben. Na, was sagt Ihr nun?»

Die Mutter war ganz in den Anblick der vornehmen Wagen versunken, innerlich voller Stolz über das Glück ihres Einzigen. Der Vater neigte den Kopf hin und her: «Ich gönne dir's gern, mein lieber Louis, aber geh nicht zu hoch hinaus, sonst könntest du doch einmal Schwindlern, Zechprellern oder Hochstaplern in die Hände fallen!» — Louis fuhr etwas zornig auf: «So viel Menschenkenntnis habe ich mir nun doch in meinem

Berufe erworben, in einer langjährigen Arbeit, in den ersten Kurorten und Badestationen, dass ich deines Rates und deiner Warnungen in solchen Dingen nicht bedarf, Papa! Das bringt die Gewohnheit und Uebung mit sich: ein Mann meines Schlages sieht einem Ankommenden gleich ins Innere hinein, nicht nur in die Geldtasche...!» — «Nun, Louis, ich habe es ja nicht böse gemeint. Ich wollte ja nicht behaupten, dass deine stolze Gräfin da drüben und ihre so vornehm auftretende Begleitung eine Schwindelbande sei, die deinen guten Glauben ausnützen will. Also, nimm mir's nicht übel auf, ich werde dir nie mehr in deine Sachen hineinreden, damit du keinen Grund hast, böse zu werden!» — «Ja, du hast recht, ich bin in dieser Beziehung etwas empfindsam; mein Berufsstolz ist etwas starr... Doch wollen wir uns stets vertragen. Nun muss ich hinüber, solch vornehme Leute ziehen es vor, wenn der Besitzer sie umgibt anstatt das Personal!»

Und dann eilte er flotten Fusses hinüber, um sich der Gräfin zur Verfügung zu stellen für alle neugierig gestellten Fragen, die sie von ihm genau beantwortet haben wollte. — «Wie freue ich mich», sagte sie gnädig zu ihm, «in solch wilder Gegend einen wahrhaftigen Gentleman anzutreffen, wie Sie es sind, ich glaube, es wird mir hier sehr gefallen. Ihre weltmännischen Allüren und Ihr mondänes Etablissement bilden einen wahrhaft reizenden Kontrast zu den straffen Linien der Berge und dem ungezähmten Spiel der Naturkräfte!» — Der junge Tonauer war überrascht: diese nicht mehr sehr junge, aber immer noch schöne Frau schien wirklich auch eine hervorragende Geisteskultur zu besitzen. Er nahm sich fest vor, dass sie beim Abschied nur den allerbesten Eindruck von seinem «Grand Hôtel du Col des Roches» mit sich in die weite Welt hinausnehmend sollte, die sie ihren Aussagen nach seit Jahren in allen Richtungen durchquerte. (Schluss folgt.)

## Traurigkeit

Von Alfred de Musset

Verloren hab ich Kraft und Leben  
und Freude mein und frohen Sinn,  
verloren selbst das stolze Streben,  
durch das ich andern göttlich schien.

Als ich die Wahrheit wieder fand,  
glaubt' ich sie freundlich mir gewogen.  
Als ich sie fühlte und verstand,  
hat mich ihr Ueberdruss betrogen.

Und doch ist Ewigkeit ihr Wesen,  
und die, so ohne sie gewesen,  
sie welkten in Unwissenheit...

Gott spricht. Es muss Ihm Antwort werden.  
Das einz'ge, was mir bleibt im Leben,  
es sind die Tränen um mein Leid.

*Uebertragung von Gabriele Peiffer.*



# Das Wiegegengeschenk

Von Ernest Braun

Bevorzugte Menschen führt ein leuchtendes Gestirn am Himmelsgezelt der ewigen Ideale auf die Höhe ihres Lebens. Glückspilze überschwebt schon in der Wiege eine himmlischschöne Fee und geleitet sie verschwenderisch mit kostbaren Gaben heiter lächelnd durch des Lebens blühende Gefilde. Alltagsmenschen aber haben neben ihrer glücklichen, vielleicht noch ein wenig lebensunerfahrenen jungen Mutter zuweilen das Glück, dass eine alte Frau oder Grossmutter an ihnen Anteil nimmt und Rat weiss, wenn die ersten Leib- und Zahnschmerzen den kleinen Erdenwurm so frühzeitig schon belehren, dass Leiden die Humuserde sind, in die das kleine Menschenpflänzchen gepflanzt wird, um daraus bis in die Höhe zu wachsen, die ihm gesetzt ist.

An meiner Wiege sass eine Urgrossmutter. Sie war schon durch vieles gegangen, als ich kam, und war verhutzelt. Ihre Finger waren gichtverkrümmt. Sie hatte auch Kindern gegenüber nichts Verweichlichendes an sich, sie überschätzte unsere jungen Leiden nicht; ich erinnere mich nicht, dass sie mir je mit Bewehleiden zu helfen suchte oder mit Zuckerbohnen aus ihrem kleinen Kramladen, falls ich nach Kinderart etwa mit Wehklagen auf derartig süssen Trost spekuliert hätte. Sie galt als geizig, und mir erschien sie, alt und grau und runzlig wie sie war, wie die starre Schicksalsfrau, die nichts rührt, nichts aus der ewig gleichen Ruhe bringt.

Schenkte sie mir nie etwas, so danke ich ihr aber doch das Köstlichste, was einem Menschen werden kann: den Trost im Leben. Wie oft sagte sie zu mir, wenn mein Kinderherz in seinen kleinen Sorgen weinte: «Geh, sei jetzt wieder brav; wenn du brav bist und nicht mehr weinst, bekommst du auch was von mir.»

«Ja, was denn, Grossmutter?» War man doch

gleich bereit zu sehn, ob der Handel sich auch lohnte.

«E goldig Wart-e-Wilele un e silwrig Nixel.»  
(Ein goldenes Warte-ein-Weilchen und ein silbernes Nichts'chen.)

Das Geschenk kostete sie nichts, aber schon damals half es mir so gut, als nur irgend eins sonst hätte helfen können. Es hat vor Zuckerbohnen, die Kinder in solchen Fällen sonst bekommen, den Vorzug, dass es mir die Zähne nicht verdarb, deren man später im Leben so sehr bedarf, um darauf zu beissen, wenn's hart kommt. Aber weit besser als alles Konkrete und Reale lenkt ja zu allen Zeiten unseres Lebens der Glaube an etwas Geheimnisvolles und Mystisches, aller Vorstellung Unfassbares den Menschen über sich selbst hinweg und lässt ihn in jenem Reich leben, in dem jeder, unendlich fern allem Erdenleid, restlos glücklich ist: in dem unbegrenzten Lande seiner Träume.

Mag sein, dass in jenen Kinderjahren das «goldig» und «silbri» mich blendete, mit welchen Attributen das mir unverständene Geschenk verbrämt war. Aber auch später und heute noch wie oft schon hat das Geschenk mir geholfen! So schwebte in allen schweren Tagen meines Lebens wie ein wundertätiges Zauberkästchen das «goldig Wart-e-Wilele» vor mir her und führte mich, leuchtend wie die Feuersäule die Israeliten auf dem Wege dem gelobten Lande zu, über alle die steinigen Wege der Wüste meiner Erdenpilgerfahrt. Und wenn dann einmal die grosse Stunde da ist, da es nicht mehr weiterzuschweben braucht, und das Zauberkästchen am Ziele angelangt sich selber sprengt, dann liegt wohl auch jene zweite Gabe darin, die meine Urgrossmutter mir als Kind versprochen: das «silberne Nichts'chen» aller Dinge hienieden, von denen es sich leidlos dann zu trennen heisst. —





## Vogesenwanderungen

St. Dié — Sapin sec — Roches d'Ormont — Saales.

Gehzeit: 5 $\frac{1}{4}$  Std.

Karte der Vogesen: Blatt No. 13: Ste. Marie-aux-Mines und Armeekarte: Blatt No. XXXVI — 17: St. Dié.

a) St. Dié — Rocher du Sapin sec. 2 Std.

Markierung: zuerst blauer, dann gelber, zuletzt blauer Strich.

Vom Bahnhof geradeaus der «rue Gambetta» folgen, dann über den «Place St. Martin». Nach 5 Minuten auf Brücke über die Meurthe, dann geradeaus durch die «rue Thies». Nach 5 Minuten am «Place Jules Ferry» geradeaus an der Cathedrale vorbei in die «rue du Nord», dann «Avenue de Robache». Nach 13 Minuten rechts in die «Avenue Vigne Henry». Wegweiser: Fontenelle. Markierung: blau. Nach 2 Minuten links aufwärts und bald bei Teilung rechts Pfad aufwärts. Nach 5 Minuten Karrenweg rechts aufwärts. Nach 8 Minuten bei einer Bank mit schönem Blick auf St. Dié links aufwärts in den Wald. Nach 1 Minute bei Teilung rechts aufwärts. In 11 Minuten bei der «Pépinière du Paradis». Hier Fahrweg an der Hütte vorbei aufwärts. Markierung: gelb (links «blau» über Fontenelle nach Saales). Nach 3 Minuten Pfad links aufwärts. Nach 10 Minuten Karrenweg kreuzen. Nach 3 Minuten Fahrweg kreuzen. Nach weiteren 3 Minuten bei Pfadteilung rechts aufwärts. Markierung: blau. (Die gelbe Farbe führt ebenfalls zum Sapin sec.) Bald Fahrweg kreuzen und dann etwas steil aufwärts. In 15 Minuten links Pfad aufwärts, in wenigen Schritten zum «Roche des Fées» (Hexenfelsen). Schöner Aussichtspunkt. Vom Felsen zurück auf den verlassenen Pfad und links aufwärts (links abwärts «rot» nach Forsthaus Molières). In 15 Minuten am Roche des Cailloux (Kieselsteinfelsen). Aussicht leider verwachsen. Dem Pfad und der blauen Farbe auf der Höhe folgen. Unterwegs schöne Aussichtspunkte. Nach 7 Minuten rechts am Wege Roche du Hoff. Zurück auf den Pfad und demselben rechts auf der Höhe folgend in 8 Minuten am Rocher du Sapin sec. Auf dem zugänglich gemachten Felsen befindet sich eine Orientierungstafel. Blick auf Brézouard und Hohneck.

b) Sapin sec — Saales. 3 $\frac{1}{4}$  Std.

Markierung: gelber, dann roter Strich.

Dem Pfad auf der Höhe ständig folgen. Markierung: gelb. Nach 15 Minuten im Col du Chariot Pfad kreuzen (links «rot» auf dem «Sentier du Capitaine Bonnefoy» nach dem Forsthaus Molières, rechts nach St. Dié). In 33 Minuten auf dem Tête de Raves. 30 Meter hohes eisernes Aussichtsgerüst, welches im Kriege 1914—1918 als französische Artilleriebeobachtung diente. Dem Höhenpfad rechts folgen. Nach 12 Minuten bei Pfadteilung geradeaus abwärts (links «rot» nach Spitzemberg). In 2 Minuten Roches d'Ormont. Vom zugänglich gemachten Felsen sehr schöne Aussicht. Vom Felsen denselben Pfad 2 Minuten zurück, dann Pfad rechts abwärts. Markierung: rot. Nach 8 Minuten Pfad kreuzen (rechts in 2 Minuten zur Source Nicolle, Quelle). In 15 Minuten bei der Ferme Beulay dem Fahrweg geradeaus über Matten abwärts folgen. Markierung: rot. Nach 11 Minuten bei Wegeteilung links. Nach 3 Minuten einige Schritte rechts, dann Fahrweg links aufwärts (rechts abwärts zur Kapelle Gondelberg, einige Minuten). Nach 9 Minuten bei einem Kruzifix Weg kreuzen und abwärts. Nach 3 Minuten Strasse rechts. Nach

5 Minuten bei Telegraphenstange No. 36 Fahrweg links über Matten. Nach 4 Minuten bei einem einzeln stehenden Gehöft Fahrweg rechts aufwärts. Nach 10 Minuten Strasse aufwärts. Nach 5 Minuten bei den Häusern von Brafosse Fahrweg rechts aufwärts. Bei Teilung rechts. Nach 9 Minuten Strasse links aufwärts. Nach 10 Minuten bei einem Gehöft (Weinausschank) Fahrweg rechts aufwärts in 30 Minuten zum Bahnhof Saales.

Rothau — Salm — Kukuksee — Katzenstein — Iquelles — Rothau. Gehzeit: 5 $\frac{1}{4}$  Std.

Karte der Vogesen: Blatt No. 11 — Oberes Breuschtal.

a) Rothau — Kukuksee. 1 $\frac{3}{4}$  Std.

Vom Bahnhof rechts, dann rechts über die Bahngleise. Bei Strassenteilung rechts. Nach 6 Minuten beim Café de la Paix Strasse links aufwärts. Bald bei Teilung rechts in das Albettal. Nach 8 Minuten beim Café des Vosges Fahrweg rechts aufwärts. Nach 7 Minuten bei Wegeteilung Fahrweg links im Walde aufwärts. In 30 Minuten am Chalet «Les Roches». Dem Fahrweg weiter bequem aufwärts folgen. Nach 3 Minuten Fahrweg kreuzen. Der Weg geht nach kurzer Zeit in einen Pfad über. Nach 10 Minuten Fahrweg rechts aufwärts. Nach 8 Minuten aus dem Walde und nun Fahrweg geradeaus über Matten und Felder in 10 Minuten am Schulhaus von Salm. Hier Strasse rechts abwärts. Nach 9 Minuten bei Strassenteilung Strasse links abwärts. In 8 Minuten am schön gelegenen Kukuksee. Das an der Strasse stehende Gebäude war früher eine Sägemühle und dient heute als Ferienhaus.

b) Kukuksee — Katzenstein. 1 $\frac{1}{2}$  Std.

Man gehe über den Staudamm, dann Fahrweg links am See aufwärts. Nach 3 Minuten Pfad rechts aufwärts. Nach weiteren 3 Minuten bei Pfadteilung, bei einer zerfallenen Hütte, rechts im Zickzack aufwärts. Nach 2 Minuten Fahrweg rechts aufwärts. Nach 10 Minuten bei Dreiteilung dem mittleren Weg geradeaus eben folgen, welcher am Rande des Torfmoores «La Max» entlang führt. Nach 4 Minuten bei der zweiten Biegung des Weges Pfad rechts im Zickzack aufwärts. Berg zur Rechten. Nach 4 Minuten auf einen Fahrweg, welchem man rechts aufwärts folgt. Nach 10 Minuten bei Wegeteilung links an einem Bächlein entlang. Nach wenigen Minuten bei der «La Max-Wiese» schmaler Pfad links aufwärts. Nach 5 Minuten Fahrweg kreuzen und bald dem Fahrweg rechts aufwärts folgen. Nach 10 Minuten bei Wegeteilung links weiter. Nach 7 Minuten links Pfad. Markierung: blauer Strich. Nach 5 Minuten bei Pfadteilung rechts. Nach 10 Minuten Fahrweg kreuzen. Bald einen zweiten Fahrweg kreuzen und Pfad aufwärts. Nach 20 Minuten rechts und in 2 Minuten am Katzenstein (Chatte pendue). Hervorragender Aussichtspunkt.

c) Katzenstein — Rothau. 2 Std.

Markierung: blauer Strich.

Vom Felsen denselben Weg 2 Minuten zurück, dann rechts abwärts. Nach 7 Minuten bei Pfadteilung rechts abwärts. Nach 3 Minuten bei Pfadteilung links abwärts. Nach 20 Minuten der Strasse links folgend in 15 Minuten am Ferienhaus Iquelles, und einige Schritte weiter am Restaurant von Neuhauser. Hier dem Fahrweg abwärts folgend, durch das schöne Albettal in 1 $\frac{1}{4}$  Std. nach Rothau.

Alfred Gaessler





Tél: 882

# A-GUEIROARD

Étudie,

Crée,

Réalise



## Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

# Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

**Preis 12.- fms.**

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

## Westermanns Monatshefte.

Jede Menschenhand stellt etwas durchaus Einmaliges dar. frei, um das Wesentliche des Charakterbildes eines Menschen herauszuarbeiten. Westermanns Monatshefte veröffentlichen in der Junifolge einen Beitrag von Elsbeth Ackermann «Die Sprache der Hand», in dem die Verfasserin an vielen praktischen Beispielen die Handlesekunst erläutert. In die Wunderwelt der Fjorde führt ein anderer Aufsatz. Gute Wiedergaben nach Pastellen von Curtius Schulten zeigen Bilder aus Norwegen und Spitzbergen und verraten den Zauber der eigenartigen Schönheit und Herbheit nordischer Landschaft. Dr. Walther Linden lässt junge deutsche Lyriker zu Worte kommen. Hans Schwarz van Berk schreibt «Ueber die Einsamkeit» und Ernst Wagner ist mit einem interessanten Beitrag «Wohin reitet der Bamberger Reiter?» vertreten. Gar manches völkerkundliche Rätsel bergen die Länder der Erde und die geschichtlichen Ueberlieferungen, kein grösseres aber vielleicht als den Indianerstamm der Maya, der heute in trübseliger Degenerierung nur noch aus etwa 200 000 Köpfen besteht, der aber früher ein reiches, mächtiges, auf erstaunlicher Kulturhöhe stehendes Volk war, Professor Dr. R. Hennig berichtet anschaulich über dieses Kulturrätsel. Unser Wissen über die Himmelskunde unserer Vorfahren ist immer noch Stückwerk. Aeusserst begrüßenswert ist deshalb die Abhandlung von Kurt Pastenaci «Vom Sternwissen der Germanen», die beweist, wie sehr die geistige Kraft der Germanen bisher unterschätzt worden ist. Auch dieses Heft enthält viele ein- und mehrfarbige Kunstbilder und Einschaltbilder, den «Bunten Bogen», die «Dramatische Rundschau», die «Literarische Rundschau». Probeheft der Zeitschrift auf Wunsch kostenlos vom Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

# Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

**Ferme Rimlishof** an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Konfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire : Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

**Lautenbach** près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

**Guebwiller** Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

**Le Hohwald** altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

**Lembach** Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

**Schönau** à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

**Niederbronn - les - Bains** Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop. : Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

**Lauchensee** 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop. : Beyer.



SOLISANA GUEBWILLER.

### Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,  
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche  
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).  
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

### Hôtel de la Pépinière

**Ribeauvillé** (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.  
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.  
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée  
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-  
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone  
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

### Hôtel du Château

**Wangenbourg** (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —  
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller  
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand  
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées  
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.  
Propr.: G. Schneider.

### Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem  
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-  
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,  
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

### GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

### Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

### Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse  
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten  
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.  
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

# GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach